

Vergißmeinnicht
1939

10 (1939)

VERGESSMEINNICKT



KATHOLISCHE
ILLUSTRIERTE
ZEITSCHRIFT
DER



MARIANNHILLER MISSION

UMMER 10

OKTOBER 1939 · 57. JAHRGANG

Inhalt des Oktoberheftes:

Zum Rosenkranzmonat, Gedicht	289	Tropo: Erste Primizfeier eines eingeborenen Priesters im Sanatorium	306
Rosenkranz und Christkönig	290	Drei Jahre habe ich das Netz ausgeworfen und nichts gefangen. Von P. J. Schwemmer CMM	308
Mein Sonntag als Missionar. Von P. Mohalt CMM	293	Port Shepstone	310
Gott ist Vater, Gott ist gut, gut ist alles, was er tut. V. Dr. P. Rhabanus	296	Neugründung im Hochgebirge	311
Das Rosenkranzwunder. Von Max Karl Böttcher	300	St. Marien am Steinberg. Roman von Magda Trott	314
Ein über 1300 Jahre altes missionarisches Rheinlied	305		

Bestellungen, Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Elsaß, Italien:

Mariannhiller Mission in Würzburg,
Roentgenring 3, Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Mariannhiller Mission, Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:

Mariannhiller Mission, Breslau 1, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für die Ostmark, Sudetenland, Böhmen, Mähren, Slowakei, Ungarn:

Mariannhiller Mission, Gallneukirchen bei Linz
a. Donau

Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

Bezugspreis für das Jahr 1939:

Einzeln 2.— RM. u. 40 Pf. Porto RM. 2.40
Sammelbezug RM. 2.—

Gebetserhörungen

Es werden nur solche Gebetserhörungen angenommen, die die volle Unterschrift und den Wohnort des EinSenders tragen. Für die Geheimhaltung der Namen bürgt das Redaktionsgeheimnis. Allen wunderbaren Ereignissen, von denen in dem Heft die Rede ist, gebührt nur menschliche Glaubwürdigkeit und soll damit dem Urteil der Kirche nicht vorgegriffen werden.

Tausendmal Dank der Himmelsmutter mit der Bitte um weitere Hilfe.
Ander bei sende ich ein Missionsalmosen für erhörtes Gebet.

Herzlichen Dank der lieben Gottesmutter für ihre Hilfe in einer Angelegenheit mit der Bitte um weitere Hilfe.

Es starben im Herrn

Honnef-Nassau: Joseph Hoffmann, eifriger Förderer unserer Missionsschriften.
Tettmann: Ignaz Hauserbaur, Förderer.
Hemsbach: Sebastian Rudolf, Förderer.
Regensburg: Maria Possert, Margareta Linde.
Wenigtauf: Alexander Röhr. Weihenhorst: Ni-

folaus Kling, Auerbach: Jakob Grünewald. Wachendorf: Christine Steinmeier. Großenried: Anna Böttler. Bogen: Grete Obermeier. Talhausen: Emil Schönborn. Grünstadt: Heinrich Engler, Josephine Stößl, Anna Mehlem. Frankfurt a. M.: Sabina Kropf. Schmieheide: Frau Odenthal.

Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Missionsbrüder!

Nicht nur Missionspriester, sondern auch Laienbrüder sind für die Entwicklung der Mission von hervorragender Bedeutung! Darum opferfreudiger, für Christus und seine Kirche begeisterter Jungmann, reihe dich ein in die wackere Schar der Heidenapostel und werde Missionsbruder.

Anmeldungen richte man an die Hochw. H. P. Superioren der Missionshäuser: St. Joseph, Reimlingen, Schwaben; St. Bonifatius, Schurgast, Ob.-Schlesien; St. Georgen am Längsee, Kärnten; Maria-Anna-Höhe, Gallneukirchen bei Linz a. D.

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 10

Oktober 1939

57. Jahrgang

Zum Rosenkranzmonate

Es gleiten mir die Perlen
Ganz leise durch die Hand,
Mein Geist zu Dir erhoben,
Mein Herz zu Dir gewandt,
Maria, Du vielschöne,
Du liebe Mutter mein,
Bei der ich stets betrachtend
Will sinnend selig sein.

Es trifft im Gang des Tages
Mich manch' ein kalter Blick,
Und fröstelnd zieht die Seele
Sich in sich selbst zurück.
Doch mag mich auch berühren
Die Welt oft roh und rauh,
Ich weiß mich hin zu flüchten
Auf eine Rosenau:

Wo ich mit Dir, o Mutter,
Und mit dem Sohne Dein
In selig süßem Sinnem
Verweile ganz allein;
Wo ich Dir in die schönen
Mildklaren Augen schau'
Und Mutter! Mutter! lisp'le
Zu Dir, der höchsten Frau.

Und wenn ich Dir ins Antlitz,
Das mutterholde, seh',
Dann wird es in mir Friede,
Ich weiß nichts mehr von Weh.
Sowie die Perlen gleiten,
So schwindet all' mein Harm:
Der Welt bin ich genesen
In Deinem treuen Arm.

Rosenkranz und Christkönig

I.

Die Christkönigsidee kommt in allen Geheimnissen des dreifachen Rosenkranzes zum Ausdruck und zwar im freudenreichen Rosenkranz die Ankündigung und stille Anerkennung, im schmerzensreichen Rosenkranz der erfolglose Kampf dagegen und im glorreichen Rosenkranz der siegreiche Triumph.

Das erste Geheimnis des freudenreichen Rosenkranzes führt uns in das stille Kämmerlein von Nazareth, wo der Engel Gabriel Maria als die Gnadenvolle begrüßt und ihr verkündet, daß sie als Jungfrau einen Sohn gebären soll, der den Thron besteigen wird, aber nicht einen irdischen Thron, nein, den Thron, von dem er herrschen wird über Himmel und Erde, über Zeit und Ewigkeit. Er wird das Szepter schwingen, wie es (2. Geheimnis) im Magnifikat heißt, über Hoch und Niedrig, er wird die Stolzen von ihrer Höhe schleudern und die Demütigen zu sich emporziehen. Dieser König wird herrschen auf wunderbare Weise. Schon vor seiner Geburt heiligt er seinen Herold Johannes und gibt dessen Vater die Sprache wieder. Kaum aber ist er geboren (im 3. Geheimnis), da erscheinen Könige aus fernem Osten und erkundigen sich ausdrücklich nach der Geburtsstätte des neuen Königs, so daß der alte König Herodes erschrickt. Sie aber gehen hin, geführt vom wunderbaren Stern und bringen ihm ihre Gaben dar, die das Wesen des Königtumes andeuten. Gold, denn er ist der Herrscher, dem Anbetung kommt, Myrrhe, denn er ist der Erlöser-König, er soll sich sein Königtum erstreiten im harten Kampf und furchtbarem Leiden. Und wie die Könige und Hirten, so kommen im 4. Geheimnis Simeon und Anna voller Freude ihm zu huldigen. Das ist der Ersehnte der Völker, auf den die Propheten jahrtausendelang hingewiesen, auf den Israel geharrt. Ja, es ist das Licht der Welt, das das Dunkel des Heidentums erleuchten soll, wie Simeon es prophetisch gesagt. Nun kann er sein Haupt glücklich niederlegen, er hat das Heil, den Heiland, den Erlöser der Welt gesehen.

Im selben Tempel offenbart er dann eine andere wunderbare Seite seines königlichen Wesens: seine Weisheit. Wir betrachten ihn im 5. Geheimnis mitten unter den Gesetzeslehrern Israels, die staunen ob der Weisheit, die sich in seinen Fragen und Antworten offenbart. Woher dieses Wissen in diesem Kinde? Ist er nicht des Zimmermanns Sohn, der keine Schule besucht hat? Nein, er ist eben der Sohn eines anderen Vaters, gezeugt aus der reinsten Jungfrau vom Geist des Lichtes und der Weisheit. Darauf deutet seine Antwort an seine betrübte Mutter: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Das Wort des Gott-Königs hat Tausende und Tausende edler, hochherziger Seelen bewogen, das Haus des irdischen Vaters mit dem des himmlischen Vaters zu vertauschen, ungeachtet des Herzeleides, das sie ihren irdischen Eltern bereiteten. Der König ruft sie in sein Haus, zu seiner engeren Gefolgschaft, und so kennen sie kein Zaudern und Zögern. Siehe, hier bin ich! rufen sie ihm entgegen.

II.

Das so verkündete und geoffenbarte Königtum hat der Heiland in seinem öffentlichen Leben ausgeübt, freilich zum Ärger der Juden, die diesen König zu vernichten suchen. So sind wir im schmerzensreichen Rosen-



Christkönig

G. Throller

franz Zeugen dieses vergeblichen Anstürmens gegen die Königswürde Jesu. Seine Feinde jubeln, da sie in der Ölbergnacht auf ihn eindringen, aber sie müssen seine Macht noch einmal verspüren, müssen inne werden, daß sie ihm nichts anhaben können, wenn er es nicht will. Wie vom Blitz getroffen sinken sie nieder, da er sein „ich bin es“ spricht. Es geht der König freiwillig in den Tod. Ja, er, der König voll Würde und Majestät, voll Hoheit und Reinheit, läßt sich schmählich geißeln für jene Sünden, die die Menschen begehen, da sie ihre geistige Würde vergessen und sich in die Knechthärt des Fleisches, des Lasters begeben. Und siehe da, welche Würde,

welche Hoheit! Kein Wort der Klage, des Zornes oder der Rache kommt über seine Lippen. Er herrscht auch unter den Geißelstreichen über den Schmerz und das Leiden. Er ist König der Schmerzen. Er ist König auch in den Verdemütingen. Eine Dornenkrone wird ihm aufs Haupt gedrückt, ein alter, zerfetzter Mantel ihm über die Schultern geworfen, ein Schilfrohr als Szepter in die Hand gedrückt und sie beugen ihre Knie vor ihm und huldigen ihm höhnisch: Ave Rex! Sei begrüßt, o König! O diese Verhöhnung der Königswürde hat ein Echo, ein tausend- ein millionenfaches Echo geweckt und durch die Reihen der Jahrhunderte, der Jahrtausende, da hallt es wider in Liebe und Verehrung: „Ave Rex! Sei begrüßt, o König, unser wahrer, gottmenschlicher König!“ Die Juden freilich wollten nichts von seiner Herrschaft wissen: „Wir haben keinen König! Uns Kreuz mit ihm!“ Und so wankt er dann mit dem Kreuze beladen auf dem Königsweg des Kreuzes dahin. Dieses Kreuz wird zu einem Herrscherthron auf Kalvaria für die ganze Welt. Auf Golgatha offenbart er seine ganze Macht über Himmel und Erde. Die Pforte des Paradieses öffnet er dem reuigen Schächer mit einem Wort seines Mundes. Die ganze Natur nimmt Anteil an seinem Leiden, der Vorhang im Tempel zerreißt: Der Gesetzgeber des Alten und Neuen Bundes liegt im Sterben. Überwältigt von all diesen Ereignissen und der Würde des Gefreuzigten bekennt es der Hauptmann unter dem Kreuz: Das ist kein gewöhnlicher Sterblicher, das ist Gottes Sohn. Er hat erfaßt, was einst der griechische Philosoph Plato sagte, daß die erhabenste Würde und Größe bei dem Menschen sei, der als großer Wohltäter der Menschheit, doch von allen verstoßen und verspottet, leide, ja sterbe, ohne zu klagen. In der Tat: Vom Kreuze herrscht er als Gott, als König über die ganze Welt, wo er seinen Herrscherthron, das Kreuz, überall aufgeschlagen hat.

III.

Der glorreiche Rosenfranz endlich zeigt uns den Triumph des Königs. Es glaubten die Juden, sie hätten seinen Königsgelüsten für immer ein Ende bereitet, da sie ihn im Grabe wußten, dessen Stein amtlich versiegelt war. Und doch wie singt die Kirche in der Sequenz von Ostern! Jesus, der Siegeskönig. In der Tat, was kein Machthaber der Erde, kein König und kein Kaiser je gewagt hätte zu beanspruchen, das hat er bewirkt. Er hat den Tod in seiner eigenen Zwingburg besiegt, er hat sich bewährt als Sieger über Tod und Hölle. Die Unterwelt jubelt ihm entgegen als ihrem Befreier, die Kirche ruft alle zu seiner Huldigung auf. Als König der Natur wandelt er über die Wasser, dringt durch verschlossene Türen. Als König der Übernatür erteilt er seinen Aposteln die Macht, die Sünden zu vergeben und die Gnade wiederzuschenken.

Und da er sein Reich gegründet, die Erde verteilt hat, fährt er empor zu den lichten Höhen des Himmels, dort den Thron zu besteigen, den ihm sein Vater bereitet hat und von wo aus er die Welt regieren soll. Freilich, er weiß, seine Feinde, die ohnmächtig gegen seine Person waren, werden sich gegen seine Getreuen wenden und seine Kirche zu vernichten suchen. Daher sendet er ihnen seinen Stellvertreter, den Geist der Wahrheit, sie vor Irrtum zu bewahren, den Geist der Kraft, daß sie im Kampfe nicht erlahmen, sondern siegreich weiterkämpfen bis zum Ende der Zeiten, wenn er als Richter wiederkommt, sie alle um seinen Richterstuhl zu scharen. Überaus tröstlich ist dann der Schluß des Rosenfranzes. Im zweitletzten Gesetz sehen wir wie die, welche ihm das Leben geschenkt, die an seiner Seite mitgefämpft als

Miterlöserin, auch belohnt, ja königlich belohnt wird. Mit Leib und Seele wird sie in den Himmel aufgenommen, in das Reich des Königs, ihres Sohnes. In diesem Reiche wird sie gekrönt als Herrscherin, als Königin. Waren es hier auf Erden Dornen, die ihrem göttlichen Sohne aufs Haupt gedrückt wurden, so zierte ihn jetzt die Krone der ewigen Glorie, und waren es Dornen, die Maria hier auf Erden so reichlich gefunden, dann ist es eine Krone von unverweltlichen Rosen, die jetzt auf ihr jungfräuliches Mutterhaupt gedrückt wird.

Wenn wir dem Könige treu sind im Leben, den Rosenkranz nicht nur in der Hand tragen, nicht nur mit den Lippen beten, sondern mit dem Heiland und Maria leben, dann werden auch wir einmal herrschen auf ewig mit dem König der Glorie, mit der Königin des hl. Rosenkranzes. — d —

Mein Sonntag als Missionar

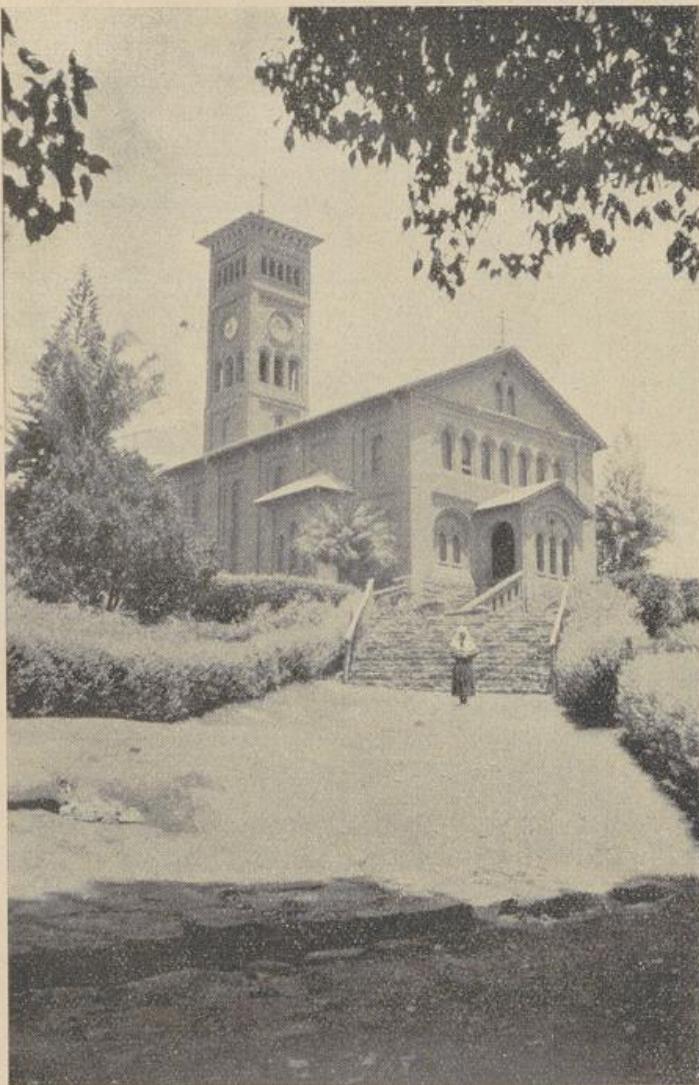
Von P. Mohali CMM.

„Sonntag ist's, in allen Wipfeln
Rauschet es der dunkle Wald.
Alle Bäume leise fließen,
Alle Vöglein wonnig grüßen
Und von fern die Glocke hallt.“

Sonntag ist's! Sonntag in der ganzen Welt! Sonntag in der Mission! Mein Sonntag in der Mission ist ein ganz eigener. Einen Sonntag nur im Monat bin ich zu Hause auf der Hauptstation. Sonst bin ich immer draußen unter meinen schwarzen Christen und teile mit ihnen die Freuden und Leiden



Der Pfarrer von Bulawayo ist wieder zurück
Photo: P. Stegmaier



Czestochowa: Kirche
Foto: P. Odilo Weeger C.M.M.

leuchten am südlichen Himmel und weisen mir den Weg. Der neue Tag, ein Sonntag, kommt langsam aufgetaucht im Osten. Ich breche auf. Nicht lange dauert es, dann grüßt die Sonne im Osten, und sendet ihre ersten Boten, warme Grüße, Sonntagsgrüße. Ich habe einen Drei-Stunden-Ritt vor mir. Das Pferd ist schwer bepackt und beladen. „Alle Böglein wonnig grüßen und von fern die Glocke hallt!“ Auf der Hauptstation läutet es den Engel des Herrn . . . brachte Maria die Botschaft . . . auch ich darf die frohe Botschaft von Christus hinaustragen ins Heidenland, unter die Menschen. In der Ferne grüßen die Berge. Dort windt mir mein Ziel. Schon begegnen mir die ersten Kirchgänger. Sie wullen hinein zur Hauptstation. Die Böglein singen ihre frohen Weisen. Immer einsamer wird es, immer weiter geht es hinein in die Berge. Der Bergbach rauscht seine ewige Melodie. Lange muß ich suchen bis ich eine geeignete Stelle finde zum Überqueren. Ich schaue zurück ins Tal. Das ganze Land ist in glänzendes Sonnengold getaucht. Doch mich zieht es in die Berge; dort warten sie auf mich,

des Alltags. Draußen auf den Außenstationen warten sie auf mich und freuen sich auf die hl. Messe, hungern nach dem Worte Gottes. Wo hl. Messe ist, da ist „Sonntag!“

Schon am Samstagabend mache ich alles zurecht für meinen Sonntagsritt. Sonntag in der Mission! Beim trauten Schimmer des ewigen Lichtes bete ich noch lange für meine schwarzen Schäflein, die ich morgen am Sonntag zu betreuen habe. Bald gehe ich dann zu Bett, um morgen frisch und jung zu sein, denn es wartet sicherlich vieles auf mich. Es ist ja Sonntag, Sonntag in der Mission. Schon um 4 Uhr morgens ruft mich der Wecker. Ich bete gleich mein Brevier für den ganzen Tag. Vielleicht kommt noch ein weiter Krankenruf. Noch ist es ganz dunkel, Nacht! Die letzten Sterne

meine Christen. Es ist ja Sonntag! Sonntag in der Mission! Bald begegne ich meinen ersten Bekannten. Sie begleiten mich und erzählen von allem, was ihr Herz bewegt. Drobend auf der Höhe der Berge, da ruft mein schwarzer Freund hinaus ins Tal: „Der Vater kommt!“ Das ist die „Glocke“ der armen Außenstation, die voll Freude den Sonntag verkündet, diese reine, klare Stimme eines Naturkindes.

Nicht lange danach strömen meine schwarzen Pfarrkinder herab von den Bergen, frohe Lieder singend. Sonntag ist es in der Mission! Heute ist hl. Messe, eine Gnadenstunde, Sonntag ist ein Gnadentag. Bald sind wir am Ziel. Ich mache mich bereit Beichte zu hören. Dann folgt die hl. Messe, begleitet von den Gesängen der schwarzen Gemeinde. Ja, dieses schwarze Volk ist ein Liebhaber von Musik und Gesang. Sie verstehen so recht unser deutsches Sprichwort: „Wo man singt, da laß dich nieder . . . Ein einfacher Kraal ist unsere Kirche. In wenigen Minuten will der Schöpfer Himmels und der Erde, der König der Könige, der Erlöser der Welten und Völker dort Wohnung nehmen. Bald wird dieser Kraal verändert sein in einen Königskraal, in einen Palast, in dem Christus herrscht als König aller Völker, wenn auch arm wie einst im Stall von Bethlehem. Nach der hl. Messe folgt Predigt und Katechese. Gottes Wort will ich ihnen verkünden, Worte des Trostes und der Kraft will ich ihnen sagen, daß sie das Leben tragen möchten mit all seinen Lebenslasten und die oft so bitteren Stunden des Leides, ihr Leben der Einfachheit und Armut. Nach der Predigt stehen sie dann draußen in langer Reihe vor der Hütte. Ein jeder hat sein Anliegen, seine Bitte, seine Sorge, sie alle, die da draußen warten und ihren Vater sehen möchten. Kranke haben ihre Boten geschickt; sie lassen mich rufen. Eine Mutter möchte ihren Buben in die Schule bringen, aber . . . ja wenn er bald eine Hose hätte. So kommt alles zusammen. Kleines und Großes, Liebes und Leides. So geht es lange fort bis tief hinein in den sonnigen Nachmittag bis der hungernde Magen sich meldet und protestiert gegen das allzulange Warten. Und niemand wird es mir verwehren, wenn ich ein herzensfrohes Deo gratias spreche, wenn das letzte Sorgenkind diese lange Sprechstunde abschließt, und sich verabschiedet. Dann geht es aber heim, heim in Sturm und Galopp. Pferd und Reiter sehnen sich nach Hause. Freilich heißt es hier und dort noch Halt machen und einkehren, einen Kranken besuchen und trösten, ihm die hl. Kommunion bringen. Nur noch einige Stunden und ich bin zu Hause. Ein herrlicher Ritt im Glanze der Abendsonne. Die Berge grüßen im Westen. Schon leuchtet in der Ferne die Hauptstation auf. Als ich in der Nähe des Pfarrhofes ankomme, sehe ich meinen Pfarrer vor dem Hause sitzen in der Abendsonne. Auch er ruht aus von seinem arbeitsreichen Sonntag. Ein Lächeln gleitet über seine Lippen wie er mich sieht. „Ist alles gut gegangen?“ das ist immer seine erste Frage. Auf mein Ja ist dann immer seine Antwort: „Dann können auch wir jetzt Sonntag feiern“, Sonntag in der Mission. Lange noch sitzen wir zusammen am Sonntagabend. Wir erzählen uns von den Sonntags-Freuden und -Leiden eines Missionars, von Priesterfreude und Priesterleid, von der Heimat, von den Lieben zu Hause, vielleicht auch von Dir, der Du diese Zeilen liebst. Die Nacht ist angebrochen. Die Sterne stehen wieder am Himmel, das Kreuz des Südens leuchtet zu uns herab. Der Abendwind schüttelt leicht den Palmenhain. Vom Tale leuchten die Kraalfeuer zu uns herauf. Einzigartig schön singen die Einheimischen ihre heimatlichen Melodien. Unwillkürlich werde ich an das

Sonntagslied erinnert: „Sonntag ist's, in allen Wipfeln rauschet es der dunkle Wald“.

Sonntag ist's, ein heiliger Friede
Liegt auf Erden weit und breit.
Sonntag ist's für alle Herzen,
Sonntag ist's für alle Schmerzen,
Heiliger Sonntag weit und breit;
Heiliger Friede jedem Haus!

Sonntag ist es auf der ganzen Welt, in der Heimat, Sonntag in Afrika,
Sonntag in der Mission.

Gott ist Vater, Gott ist gut, gut ist alles, was Er tut

P. Ambrosius Herget CMM. †

Von Dr. P. Rhabanus

„Der Mensch gleicht einer Blume, die heute steht und morgen schon vergeht“, sagt der Psalmlist. Ein sinniger Vergleich, wenn ein Mensch, wenn ein Priester ihn zu leben versteht. Blume sein dürfen vor Gott — nur Ihm blühen, für Ihn sich entfalten und opfernd sich entblättern dürfen für Ihn, kann es etwas Schöneres geben für einen Ordensmann? Und er war ein guter Mensch, ein edler Priester, ein treuer Ordensmann: P. Ambrosius Herget, den Gott in der Blüte seines Lebens, kaum 31 Jahre alt, im sechsten Jahre seines Priestertums hinwelken ließ wie eine Blume, deren einziger Sinn war: ein Blühen zur Freude ihres Schöpfers, ein Sich-Entfalten in Demut nach Seinem hl. Willen, ein opferwilliges Sich-Entblättern im Leiden und Sterben nach Christi, des Priesterkönigs heiligem Vorbild. — „Den König Himmels und der Erde verlangte nach seiner Schönheit“ — nur so und nicht anders lässt es sich, christlich gesehen, verstehen, daß Gott diesen jugendlichen Priester seinem Wirkungskreis als Erzieher unserer Missionszöglinge, als Direktor unseres Missionsseminars Alohsianum zu Lohr a. M. entzog und schon so früh in die ewige Heimat rief, ihn verpflanzte in den ewigen Garten Eden, daß er dort weiterblühe, einzig zur Ehre und Freude seines Schöpfers und Vaters, den P. Ambrosius in all seiner Liebe, in seinen Opfern und Leiden, in seinen Arbeiten und Mühen zu suchen sich bestrebe . . .

Der Werdegang des Verstorbenen zeigt harmonische Einheit und Geschlossenheit, Zielflarheit und Zielfrebigkeit. Geboren am 19. August 1908 zu Münchingen, aufgewachsen in echt christlicher Familie, kam er als Knabe schon in jungen Jahren nach Lohr, durch ein ernstes Gymnasialstudium und einen frommen Lebenswandel sich auf das hohe Ziel vorzubereiten, einmal Ordensmann, Priester und Missionar zu werden. Und er war stets ein bescheiden, frommer, gewissenhafter Schüler, dabei heiter und froh und munterem Spiel zugetan. Als er Ostern 1929 das Gymnasium mit dem Reifezeugnis verließ, trat er in das Noviziat unserer Genossenschaft zu St. Paul in holländisch Limburg ein. Er hieß als Novize, was der Gymnasiast versprochen hatte. Er wurde ein eifriger und gewissenhafter Ordensmann, der alle durch seine Liebenswürdigkeit erfreute, durch seine kind-

liche Frömmigkeit erbaute. Am 1. Mai 1930 legte er die ersten hl. Gelübde ab und wurde so Mitglied der Mariannhiller Missions-Gesellschaft. Noch im gleichen Frühling siedelte er mit seinen Ordensbrüdern in das Priesterseminar unserer Gesellschaft nach Würzburg über. Vom Jahre 1930 bis zum Tage seiner Priesterweihe, am 17. 3. 1934, und noch mehr als ein Jahr darüber hinaus, weilte er hier, getragen und gedrängt von dem heißen Verlangen, ein heiliger u. opferbereiter, ein im Studium der Philosophie und Theologie wohl gebildeter, ein im Leben des Gebetes erfahrener Priester zu werden. Still und eingezogen ging er seinen Weg. Sein Eifer und seine Frömmigkeit nahmen ebenso zu wie seine Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft den Mitbrüdern gegenüber, ohne sich aber besonders hervorzu tun, einer Blume gleich, die Gott und den Menschen zur Freude am Wege blüht. Alle waren ihm ob seiner Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, seiner Gewissenhaftigkeit und Zurückhaltung, ob des Ernstes, der über seinem Denken, Streben und Handeln lag, von Herzen zugetan.

In hoher Freude begrüßte sein Herz den Tag der hl. Priesterweihe. Seine Freude aber kannte schier keine Grenzen mehr, als sein Oberer ihn zum Missionar für die afrikanischen Missionen bestimmte. Schon zierte das Missionskreuz seine Brust. Schon waren Hoffen und Sehnen auf das ferne Arbeitsfeld unter den Negern Afrikas gerichtet, da verlangten die Bedürfnisse der europäischen Provinzen das erste Opfer von P. Ambrosius. Es war ein großes Opfer für den jungen Missionar, das hl. Kreuz wieder von der Brust zu entfernen, seine Hoffnungen auf Afrika zu begraben, und dem Wunsche seiner Obern entsprechend als Lehrer und Präfekt an der neu gegründeten Missionschule zu St. Paul in Holland tätig zu sein. Vom Mai 1935 bis zum April 1938 wirkte er dort, geliebt und geachtet von den ihm anvertrauten Schülern. In heiliger Gegenliebe und Sorge widmete er sich seinen Jünglingen unter vielen persönlichen Opfern, auch



P. Ambrosius Herget CMM. †
Photo: Alohsianum, Lohr

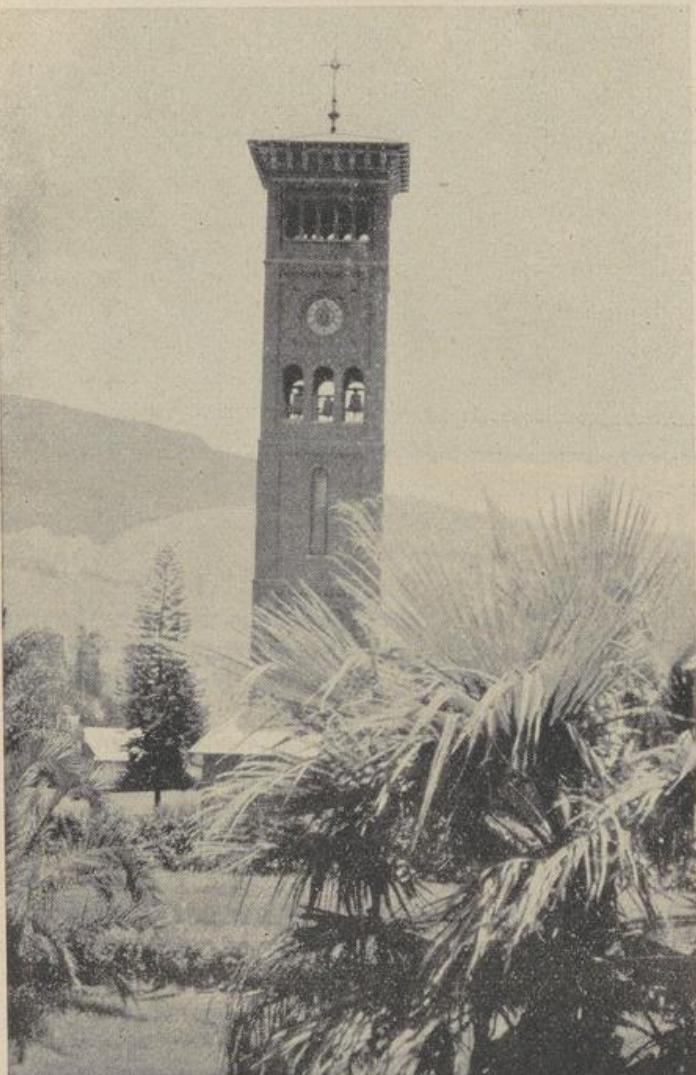
dann noch, als Gott seinen treuen Diener mit körperlichen Beschwerden und Leiden heimzusuchen begann.

P. Ambrosius war Zeit seines Lebens von schwächlicher Gesundheit. Sorgen und Mühen griffen besonders sein Herz an. Oftmals konnte er sich kaum mehr auf den Füßen halten, kam aber trotzdem allen seinen Verpflichtungen so gewissenhaft nach als das möglich war. Nie versagte sein gesunder Humor. Tapfer ging er seinen Weg, wissend, daß die wahre Liebe nur vom Opfer leben kann. Schon hier in Holland begann die Blume seines Lebens sich langsam zu entblättern — zu entblättern für Gott.

Im Frühling des Jahres 1938 sandten seine Obern den fränkenden Pater zu längerer Erholung in die schöne Mainstadt Lohr. Aber kaum hatte er sich in der gesunden Luft des Maintales, das rings die ragenden Berge des Spessarts umgeben, einigermaßen wieder erholt, als das Vertrauen seiner Obern ihn auf den verwaisten Posten eines Direktors des Missionsseminars Allohsianum berief, in dem er sich gerade aufhielt. Hier war er tätig bis zum Juli 1939. Und gar bald hatte er sich das Vertrauen „seiner Buben“, wie er die Schüler zu nennen pflegte, erworben. Er war ihnen Vater, Helfer und Berater. Mit Wort und Beispiel suchte er sie für ihr hohes Ideal, einmal Ordensleute, Priester und Missionare zu werden, zu begeistern. Dafür hingen denn auch die Schüler mit Liebe und großer Begeisterung an ihm.

Als Priester war er in dieser Zeit eifrig bemüht, auch nach außen hin seelsorgerlich tätig zu sein. „Untermüdliche Einsatzbereitschaft“ wird dem Verstorbenen in dieser Hinsicht nachgerühmt. „Überall dort, wohin er gerufen wurde, setzte er sich bedenkenlos ein, besonders als es galt, Pfarrverweser der Gemeinde Pflocksbach zu sein.“

Der Sonntag nach dem Fronleichnamsfest, der 10. Juni 1939, hemmte zum er-



Kirchturm von Czenstochau
Photo: P. Odilo Weeger C.M.M.

stenmal wieder ernstlich seine opferfreudige Tätigkeit. Halsenschmerzen traten ein. Am 13. Juni zeigten sich die ersten Spuren einer eitriegen Angina. Ein Abzeß in der Rachenhöhle war die Folge. Qualvolle Stunden und Tage begannen. Aber „geduldig wie ein Kind“ ertrug P. Ambrosius seine Beschwerden, auch dann noch, als acht Tage später der Abzeß auf chirurgischem Weg geöffnet werden mußte. Schon schien alle Gefahr beseitigt, da stellten sich am Tage nach der Operation Schüttelfrost und Fieber ein. Eine Nierenentzündung kam hinzu. Der Kranke war nun ernstlich gefährdet. Immer wieder heftete er in hingebender Liebe seinen Blick auf das Kreuzbild über seinem Bett. Dem leidenden Heiland ähnlich, litt und betete er in geduldiger Ergebenheit. Zwei Tage später traten die ersten Anzeichen einer werdenden Uremie auf. Der Kranke fühlte sich benommen. Da erwachte zum erstenmal in ihm der Gedanke an einen frühen Tod. „Schwester“, erklärte er, „jetzt weiß ich, daß ich sterben muß. Ich bin so benommen.“ Und zum Kreuz gewendet, flehte er: „Mein Gott, hilf mir nun. Wie habe ich im Leben gegen deine Anordnungen gemurrt. Hilf mir nun auch diesen Kampf zu bestehen.“

Am 26. Juni mußte der Leidende ins Krankenhaus nach Würzburg gebracht werden. Der Abschied von der Stätte seines Wirkens fiel ihm schwarz. Demütig bat er: „Gewährt mir den einen Wunsch und laßt mich hier sterben.“ Tage großer Sorgen und Leiden kamen. Eine Operation wurde vorgenommen. Aber von Tag zu Tag stieg der Prozentsatz an Reststoffsstoff im Blut, trotz aller ärztlichen Hilfe und Eingriffe. Mehr und mehr schwand die Hoffnung auf Genesung. Aber trotzdem kehrten die Gedanken des Schwerkranken in liebender Fürsorge immer wieder zu seinem Missionsseminar zurück. Noch vom Krankenlager aus gab er Anweisungen. Von lieben Mitbrüdern und guten Schwestern betreut, empfing er mit großer Andacht die hl. Sterbesakramente. Da man ihn fragte: „P. Ambrosius, fürchten Sie den Tod?“ antwortete er laut und vernehmlich: „Nein.“

Als endlich die letzte Hoffnung auf Genesung verschwunden war, brachte man den Sterbenden zurück nach Lohr, damit er seinem Wunsche gemäß dort sterben könne, wo er nur so kurze Zeit hatte wirken können. Es war ein Sterben voll Würde und Ergebung in Gottes hl. Willen, friedlich und schön. Ohne eigentlichen Todeskampf schlummerte der opferwillige Priester, gestützt und gestärkt durch das Gebet der anwesenden Mitbrüder und Schwestern, hinüber in die Arme seines himmlischen Vaters. Die Blüte seines Lebens war verblüht, die Blume verpflanzt in das ewige Paradies. Montags war es, am 19. Juli 1939, nachts um 1.15 Uhr. Allzufrüh verlangte (menschlich gesprochen) der König nach der Schönheit dieser Menschenblume. Nur der Gedanke: Was Gott tut, ist wohlgetan, ist der Trost derer, denen Gott in einem Jahr mit P. Ambrosius den dritten Priester in der Blüte seines Lebens nahm.

Nun ruht der jugendliche Tote, nahe dem Schülerheim, dessen geliebter Direktor er war, auf dem Friedhof zu Lohr a. M. und schlummert entgegen dem Tage der ewigen Auferstehung. Möge der Herr ihn schon heute der ewigen Ruhe für würdig befunden haben!

Wer getreu ist bis in den Tod, dem verleiht Gott die Krone des ewigen Lebens.

Das Rosenkranzwunder

Von Max Karl Böttcher

An der Straße von Barruelo nach Fonsera im roten Spanien lag eine Feldscheune, vor welcher schwerbewaffnete Posten der roten Armee auf- und abpatrouillierten. Die roten Kolonnen waren auf der Flucht vor Francos wackeren Truppen und verirrten nun in unmenschlichster Weise im eigenen Lande, um dem nachdrängenden Gegner nur Brandstätten und öde Landschaft zu überlassen. Wo sie in einem Orte nationalgesinnte Menschen vermuteten, wurden die Männer niedergemacht, Frauen und Kinder fortgeschleppt.

In dieser Feldscheune am Wege hatte man nun eine große Anzahl solcher armer Opfer politischen Hasses eingesperrt. Die Wachen davor sorgten, daß ein Entrinnen unmöglich wurde, und das in einer Feldhütterhütte unweit der Scheune untergebrachte sogenannte Vollstreckungskommando, eine Horde wüster Mordgesellen, wartete nur auf den Befehl des Detachementsführers, des Hauptmanns Malabeda im nahen Städtchen Fonsera, die Scheune anzuzünden und die Armnsten verfohlen zu lassen.

Zu den vielen, die in der Scheune eines grausamen Todes harrten, gehörte auch eine junge Frau, die Gattin des Apothekers Carrasco, den man mit Gewalt zur roten Armee gepreßt hatte, um im Lazareth Dienste zu tun.

Die junge Frau saß unweit des Scheunentores im Stroh. Auf dem Schoße hatte sie ihr Söhnchen und neben ihr hockte Marzella, ihr vierjähriges Töchterlein.

Die Mutter weinte still vor sich hin und dann strich sie immerfort Marzella leise über das Haar.

Da trat der Pater Philippo, den die roten Horden mit verschleppt hatten, zur Mutter. Hoch und aufrecht schritt der Priester durch die Reihen der armen Gefangenen, ermahnte zur Ruhe und Ergebung in das grausame Schicksal, hörte in einem Winkel hastig hingeworfene Beichtworte unglücklicher Menschen an, die sich vor dem sicheren Tode ihrer Gewissenslast entledigen wollten und spendete Sündenvergebung kraft der ihm innewohnenden göttlichen Weihen. Wie ein echter, rechter Seelenhirte und Gottesfreund weilte er unter den verstörten, flagenden Menschen, selbst gefaßt, unverzagt und sterbensbereit.

Und zu Pamella, der Apothekersfrau sagte er gütig und mild: „Weint nun nicht mehr, Donna Pamella! Was sie auch mit uns vorhaben, Gott ist bei uns und die heilige Jungfrau wird für uns bitten! Gebet gibt Trost und Stärke!“

„Nicht um mich weine ich, Pater Philippo! Um meine Kinder jammert es mich, die so jung und schuldlos sterben sollen.“

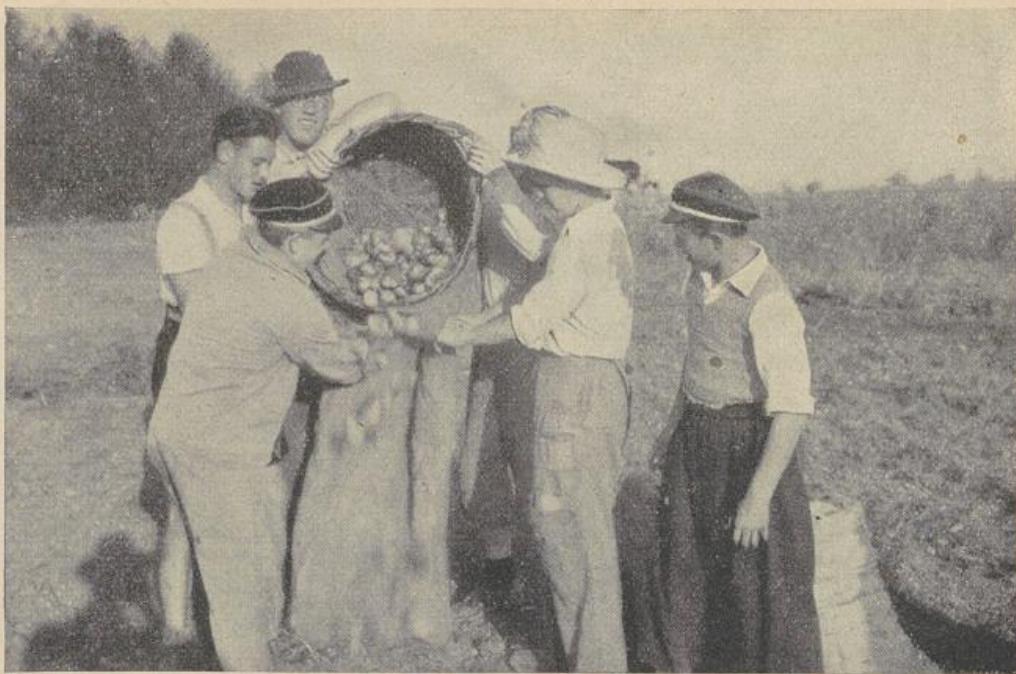
„Schuldlos sterben, Donna Pamella, ist die größte Gnade, die unser Gott zu verschenken vermag! Betet, gute Frau, Ihr ahnt nicht, welche Kraft im Gebet wohnt.“

Da nahm die Mutter einen Rosenkranz aus der Tasche und begann, ein Ave Maria nach dem anderen zu beten, immer leise und flüsternd, aber mit seliger Hingabe und tiefster Andacht.

Der Pater setzte sich neben ihr ins Stroh und schaute schweigend vor sich hin, endlich sagte er: „So ist es recht, Pamella! Unser Heiliger Vater Leo der Dreizehnte, den wir den Papst des heiligen Rosenkranzes nennen, sagte



Maria im Rosengarten
von Ambrogio Borgognone, Mailand



Fleißige Missionsschüler, St. Joseph, Reimlingen

Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

schon: Wenn die Andacht des Rosenkranzes so geübt wird, daß die darin verborgene Macht und Kraft auflebt und sich entfaltet, dann wird in der Tat nicht bloß den einzelnen Seelen, sondern der ganzen Gemeinde dieser Andacht reichster Segen werden! — Nun seht, Donna Pamella, wenn Ihr so voll Inbrunst betet, dann wird allen uns hier Segen werden, vielleicht sogar Rettung!"

Die Mutter nickte und erwiderte: „Ihr habt recht, Pater, aber uns kann nur ein Wunder erretten, und ob mein Rosenkranzgebet stark genug ist, Wunder zu erwecken, das glaube ich nicht!"

„Ein inbrünstig Mariengebet ist stärker, denn alle Mächte der Welt!"

„Aber Wunder geschehen in unseren Tagen nicht mehr."

„Doch, Donna Pamella, sie liegen nur in Gottes Hand und Willen, und sein Wille geschehe!"

Demütig beugte sich die Frau wieder nieder, senkte ihr Haupt und betete weiter.

Da wurde die Tür aufgerissen und — begleitet von einem Dutzend wütster, schwerbewaffneter Gefellen trat der Sergeant Colas ein.

„Der Pater? Wo ist der Pater!" schrie er in die geängstigten, zusammenfahrenden Menschen.

Pater Philippo erhob sich sofort, segnete stumm die kleine Gemeinde und wandte sich dem Sergeanten zu und sagte gefaßt: „Da bin ich, Sergeant!"

Colas trat zu ihm hin und lachte roh: „Der Kommandant verlangt nach Euch, macht Euch fertig für euren letzten Gang, denn Hauptmann Malavada kennt keine Gnade."

„Ich bin längst bereit, Mann", erwiderte ernst und gefaßt der fromme Priester.

Jetzt fiel des Sergeanten Blick auf die junge Frau, die unentwegt den Rosenkranz durch die Finger gleiten ließ und leise vor sich hinbetete. Diese

demütige Gottergebenheit und der Anblick des frommen Gebetskranzes erregte den Born des rohen Burschen, und er herrschte sie an: „Was tußt du da, Frau?“

„Ich bete, Herr, darf ich das nicht?“ gab Pamella weich zurück.

Der Sergeant lachte wüst auf: „Beten? Nützt dir das etwa etwas?! Glaube das nicht, Frau! Euer Gott ist tot! Es gibt Euren Gott ja gar nicht! Lebte er wirklich, wie Ihr in Eurem Größenwahn denkt, würde er Euch doch helfen.“

„Unser Gott lebt! Wenn er helfen will, wird er es tun“, sagte schlicht und fest die Frau.

„Ha, ha! Der Wahn der Dummen! Gebt das Dings her, ich mag solchen Firlefanz nicht sehen.“ Und er riß ihr mit rohem Griff den Rosenkranz aus den Händen, gab der Wache einen Wink, sie nahm den Pater in die Mitte und einen Augenblick später fiel hinter ihm das Tor ins Schloß. Eine wehlagende, jammernde Menschenmenge blieb zurück, denn ihr einziger, letzter Trost war ihnen genommen. — —

In Fonsera, im Hause eines Photographen, hatte der Kommandant Malavada sein Stabsquartier aufgeschlagen. Er saß am Tisch und studierte in den Karten, die ausgebreitet vor ihm lagen. Die nationalen Truppen waren ihm dicht auf den Fersen, und wenn nicht bald Verstärkung zu seinem kleinen Detachement stieß, mußte er sich schnell zurückziehen und neues Gebiet den Siegern überlassen.

Der Sergeant Colas ließ sich melden und trat dann ein.

„Mein Kommandant, der Pfaff ist da zum Verhör, wie Ihr befohlen habt. Oder sollen wir ihn gleich erschießen?“

„Er mag warten, der Tod kommt ihm noch zeitig genug. Sonst noch eine Meldung? Sind die Gefangenen gut bewacht in der Feldscheune?“

„Zuverlässig, mein Kommandant! Sollen wir die Bude heute noch anzünden?“

„Dazu gebe ich noch Befehl! Wieviel Leute sind es?“

„Fünfundsechzig, mein Kommandant. Und das nahm ich einer Frau aus den Händen, weil durch Truppenbefehl solcher Firlefanz verboten ist“, und er legte den Rosenkranz vor Hauptmann Malavada auf den Tisch.

„Es ist gut, Sergeant! Wartet draußen weitere Befehle ab!“ — Colos verließ den Raum. Hauptmann Malavada arbeitete weiter, verfaßte Befehle, maß mit dem Birkel einige Entfernungen auf den neben ihm liegenden Karten ab, nahm oft den Fernsprecher zur Hand und telephonierte mit dem Bagagelführer und dem Verpflegungskolonnenführer, aber er kam nicht wie gewohnt vorwärts mit seiner Arbeit. Eine ihm sonst unbekannte innere Erregung, eine ungewohnte Unruhe hatte ihn erfaßt. Immer und immer wieder, wie mit magischer Gewalt, zog es seinen Blick nach dem Rosenkranz, der neben ihm auf den Tisch lag. Endlich schob er ihn mit einer hastigen Bewegung seiner Hand beiseite und warf ein Altenstück darüber. Doch es war ihm, als dringe eine seltsame Kraft durch das Papierbündel zu ihm, die ihn faßte, die ihn fesselte, die ihn aufrührte und erregte. Da schob er, und es war ihm, als trieb ihn eine unsichtbare Kraft dazu, — die Alte wieder weg und schaute nun lange und sinnend auf den Rosenkranz, dabei war ein Stürmen und Drängen in seiner Seele, als wolle etwas emporsteigen in seinem Inneren. Was war das nur? Er sprang auf und schritt im Zimmer auf und ab, blieb dann wieder vor dem Tisch stehen und blickte wieder nachdenkend und sinnend auf den Gebetskranz. Endlich griff er

darnach, ließ die schöngeschnitzten Perlen durch seine Finger gleiten — und da, da drängten sich mit einem Male Erinnerungen hoch, nebelhaft noch und unklar noch, aber sie nahmen zu an Schärfe und Klarheit, und jetzt, jetzt fiel es wie ein heller, lichter Strahl in seine Seele. Bilder seiner Jugend, seiner Kindheit, tauchten plötzlich auf: Er sah seine Mutter im Zimmer seiner elterlichen Gutswohnung sitzen, sah, wie sie solch gleichen Rosenkranz in den Händen hatte und mit frommem, stillem Antlitz betete, er sah sich zu Füßen der guten Mutter sitzen, fühlte ihre weiche Hand sind auf seinem Haupte liegen und spürte, wie sie ihm sanft über das Haar strich, er entsann sich ihrer Worte: „Fernando, wenn dich je etwas anfiebt, greife zum Rosenkranz und bete!“ — Und jetzt faszte ihn mit fast unbezwinglicher Kraft eine heiße Sehnsucht nach seiner Mutter, nach seiner Jugend und deren klarer Reinheit. Der harte Mann erbebte unter diesen Erinnerungen. Lange, lange stand er so und hing diesen Gedanken nach und sein kriegshartes Herz ward so weich. Hastig schob er den Rosenkranz in seine Tasche, eilte ins Vorzimmer, rief dem Sergeanten zu: „Bringe den Pater hinaus zur Feldscheune, Colas. Du bürgst mit deinem Kopfe für seine Sicherheit.“ Dann war er mit einigen Säzen zur Türe hinaus, sprang in seinen vor dem Hause stehenden Dienstwagen und raste hinaus zur Scheune. Das Vollstreckungskommando eilte herbei und der diensthabende Leutnant meldete sich beim Kommandanten.

„Marschiert zur Stadt zurück! Ich brauche Euch nicht mehr“, rief ihm Hauptmann Malavada zu, ließ die Scheune vom Wachhabenden aufschließen und trat ein. Die Wache folgte.

„Wo ist die Frau, der dieser Rosenkranz gehört?“ fragte er laut und vernehmlich.

Donna Pamella, die glaubte, daß man sie zum Tode führen wolle, erhob sich ein wenig, streckte dem Offizier ihr Kindlein entgegen und bat unter



Bei der Kartoffelernte, St. Joseph, Seminar, Reimlingen
Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

Tränen: „Habt Erbarmen, Herr, um meiner Kinder willen!“ — Und wieder hatte der Hauptmann ein seltsames Gesicht beim Anblick dieser bittenden jungen Frau, hatte eine Kindheitserinnerung. Er sah sich in dem Kirchlein seiner Heimat und sah sich vor dem Marienbilde stehen, und diese Mutter da mit dem Kinde auf dem Arm, glich sie nicht jenem heiligen Bilde seiner Dorfkirche?!

Er strich sich mit der Hand über die Augen, dann lächelte er gütig und sagte: „Da, Frau, nehmt Euren Rosenkranz zurück.“ Und er legte ihr die heilige Schnur sanft in ihre bittend vorgestreckten Hände, dann fuhr er fort: „Ihr seid frei, und mit Euch alle die anderen hier. Kehrt in Euer Dorf zurück.“ Dann winkte er dem Offizier der Wache und befahl: „Ihr seid mir verantwortlich, Leutnant Sancho, daß diese Leute unbehelligt in ihr Dorf zurückgebracht werden.“ Und als nun die Menschen, die sich schon dem schrecklichen Flammentode verfallen glaubten, weinend vor Lebensglück, davonschritten, traf der Sergeant mit dem Pater ein. Der Hauptmann rief dem Priester zu: „Ihr, Pater, führt Eure Schäflein heim, es wird Euch nichts geschehen!“ — — —

Das Rosenkranzwunder war geschehen. Die im Rosenkranz verborgene Macht und Kraft war aufgelebt und hatte die ganze Gemeinde mit ihrem Segen überschüttet. —

Ein über 1300 Jahre altes missionarisches Rheinlied

Es war um das Jahr 600 nach Christus, da zog auf schwankendem Kahn ein Missionar aus Irland den Rhein aufwärts ins Heidenland Germanien; das war der heilige Missionar Kolumban (geb. 543). In früher Jugend war er in seinem Heimatland Mönch geworden. Bald aber kam ein unüberstehlicher apostolischer Wandertrieb über ihn: er wollte als Glaubensbote ins heidnische Germanien ziehen. Er trat vor seine Mutter hin und teilte ihr seinen Entschluß mit. Die wollte ihn aber nicht ziehen lassen, und um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, legte sie sich in ihrem Schmerz auf die Schwelle der Türe. Kolumban, so erzählt sein Lebensbeschreiber, zögerte einen Augenblick, dann schritt er über sie hinweg, eilte zum Meerestufer und fuhr zur Mündung des Rheines. Durch das Land der heidnischen Friesen, bei denen später der heilige Bonifatius den Martyrtod fand, zog er rheinaufwärts, drang bis nach Burgund vor, wo er das Kloster Lureuil gründete, und überstieg schließlich die Alpen. Alles seiner Feder ist uns das älteste Rheinlied erhalten. Hingerissen von der romantischen Schönheit des Stromes, dichtete er in lateinischer Sprache:

von Christus, dem Sieger.

Das Lied lautet in deutscher Übertragung:

Hei, wie des Waldes Sprößling als zwiefach geschweifter Kiel jetzt
Schaufelnd auf wiegender Welle des Rheinstroms Fluten durchgleitet!
Heia, ihr Männer! Hell widerhalle vom Hange: Ho, heia!
Heulend erhebt sich der Sturm, und Regenschauer umbraust uns.
Mutiger Wicklinger Fäuste bezwingen euch, stürmende Wogen.

Heia, ihr Männer! Hell widerhalle vom Hange: Ho, heia!
 Peitscht nur, sausende Stürme, den Bord mit strömendem Regen!
 All euer Toben besiegt unsere Kraft und rastlose Arbeit.
 Heia, ihr Männer! Hell widerhalle vom Hange: Ho, heia!
 Brav haltet aus, und erhaltet euch kommende, bessere Tage!
 Euch, die Schlimm'res geseh'n, führt ein Gott auch durch diese Fährnis.
 Heia, ihr Männer! Hell widerhalle vom Hange: Ho, heia!
 So umstürmt auch der listige Erbfeind neidisch das Herz euch,
 Rühret sein Innerstes auf mit verlockender, arger Versuchung. —
 Christi, des Siegers gedenkt, und singet tružig: Ho, heia!
 Fest und zaglosen Herzens verachtet des Erbfeindes Arglist!
 Mutvoll kämpfet den Kampf mit der Tugend siegreichen Waffen!
 Christi, des Siegers gedenkt, und singet tružig: Ho, heia!
 Unerſchütterter Glaube besiegt die Gefahr und heiliges Streben.
 Kraftlos zerſplittern daran die Geschosse des weichenden Feindes.
 Christi, des Siegers gedenkt, und singet tružig: Ho, heia!
 Gott, der König der Kräfte, des Weltalls Urquell, Beherrſcher,
 Spendet dem Siegreichen Lohn, den er königlich dem Tapferen verheißen,
 Christi, des Siegers gedenkt, und singet tružig: Ho, heia!

(Annalen der Glaubensverbreitung, Einsiedeln)

Ixopo: Erste Primizfeier eines eingeborenen Priesters im Sanatorium

Unser Herz-Jesu-Heim war am Feste Maria Verkündigung in außergewöhnlich hoher, froher Festessiimmung. Zum ersten Male stand hier ein schwarzer Priester am Altar, um seine erste heilige Messe zu feiern. Wir boten alles auf, dem jungen Neupriester einen unvergeßlichen Festtag zu bereiten. Fahnen, Girlanden und Kränze schmückten die Wege bis zur Kapelle.

Früh hatte er schon seine leibliche Mutter verloren und wurde in Rhodesia von unseren Schwestern erzogen. Zwei von diesen Schwestern hatten die Freude, heute am Primiztage hier bei uns zu verweilen, und weinten mit dem Primizianten Freudentränen beim Wiedersehen.

Die Glocken ertönten und eine muntere Schar weißgekleideter Mädchen reihten sich in die Prozeßion. Zwanzig Mendiener mit Kreuz, Fahnen und Kerzen, Priester und Kleriker aus dem nahegelegenen Priesterseminar zogen zur Klosterpforte, um den Glücklichen, zu dem sich ein Konfrater, der hochw. Father Fidelis, gesellte, abzuholen. Letzterer hatte in der Frühe schon in aller Stille Gott dem Herrn sein Erstlingsopfer dargebracht. Er hielt seine feierliche Primiz zu Ostern in seiner Heimat.

Nachdem ein weißgekleidetes Mädchen dem hochwürdigen Primizianten die Glückwünsche im Namen aller Anwesenden entboten hatte, setzte sich der Zug zur festlich geschmückten Klosterkirche in Bewegung. Hier erwartete der in der Monstranz weilende göttliche Heiland seinen Neupriester. Ein kleiner Mendiener trug auf einem Kissen den mit einem Myrthenkranz umgebenen Kelch, während andere die gezierten Primizkerzen in der Hand hielten. Nachdem der Kinderchor ein passendes Lied erschallen ließ, stimmten die Priester am Altar das „Veni creator“ an. Der Festredner, Hochwürdiger



Lehrer und Schüler des eingeb. Priesterseminars in Tropo, Natal
Photo: Pater Raphael

Pater Raphael, legte die hohe Würde des Priesterstandes in schlichter Sprache aus. Er legte dem glücklichen Primizianten nahe, bei seinen Gebeten besonders seiner geistlichen und leiblichen Wohltäter zu gedenken. Zum Schlusse bat er ihn, allen Anwesenden seinen ersten feierlichen Primizseggen zu erteilen. Dann begann das feierliche Hochamt, wobei unsere Schulmädchen im Gesang ihr Bestes leisteten. Zuletzt ertönte ein kräftiges „Te Deum“, nach welchem der Primiziant in geschlossener Prozession zur Klosterpforte zurückbegleitet wurde. Ein schwarzer, hochw. Zubelpriester, der von auswärts gekommen war, hielt eine Ansprache. Dann erteilten beide Primizianten ihren Landsleuten jedem einzelnen den Primizseggen und beglückten sie mit einem Andenken an ihre Priesterweihe.

Um 12 Uhr wurde im großen Saal des Sanatoriums das Festtagsmahl eingenommen, worauf die Schulmädchen die Neupriester und Festgäste mit Liedern, Gedichten und kleinen Spielen erfreuten. Gegen 4 Uhr nachmittags fand die erhebende Festlichkeit in einer feierlichen Segensandacht ihren Abschluß.

Zum Schluß möchten wir noch bemerken, daß der junge Neupriester, der keine Heimat mehr hatte, das Sanatorium als sein Heim beschaut. Er fühlte sich dort am glücklichsten.

Das Königreich Christi ist eine Herrschaft der Liebe. Wie oft wird das verkannt! Weil gar vieler Menschen Verhältnis zu Gott mehr auf Furcht vor seiner Gerechtigkeit und Allmacht, als auf dem Vertrauen in seine erhabende Liebe aufgebaut ist. Es ist eine Caritastat an der Menschheit, sie wieder zu dem Gottkönig der Liebe hinzuführen. Aber nur solche können diese Caritastat leisten, die sich auch selbst in helfender Liebe zu den Brüdern und Schwestern neigen. Die Liebe üben, nehmen teil am Geheimnis des Königreichs Christi.

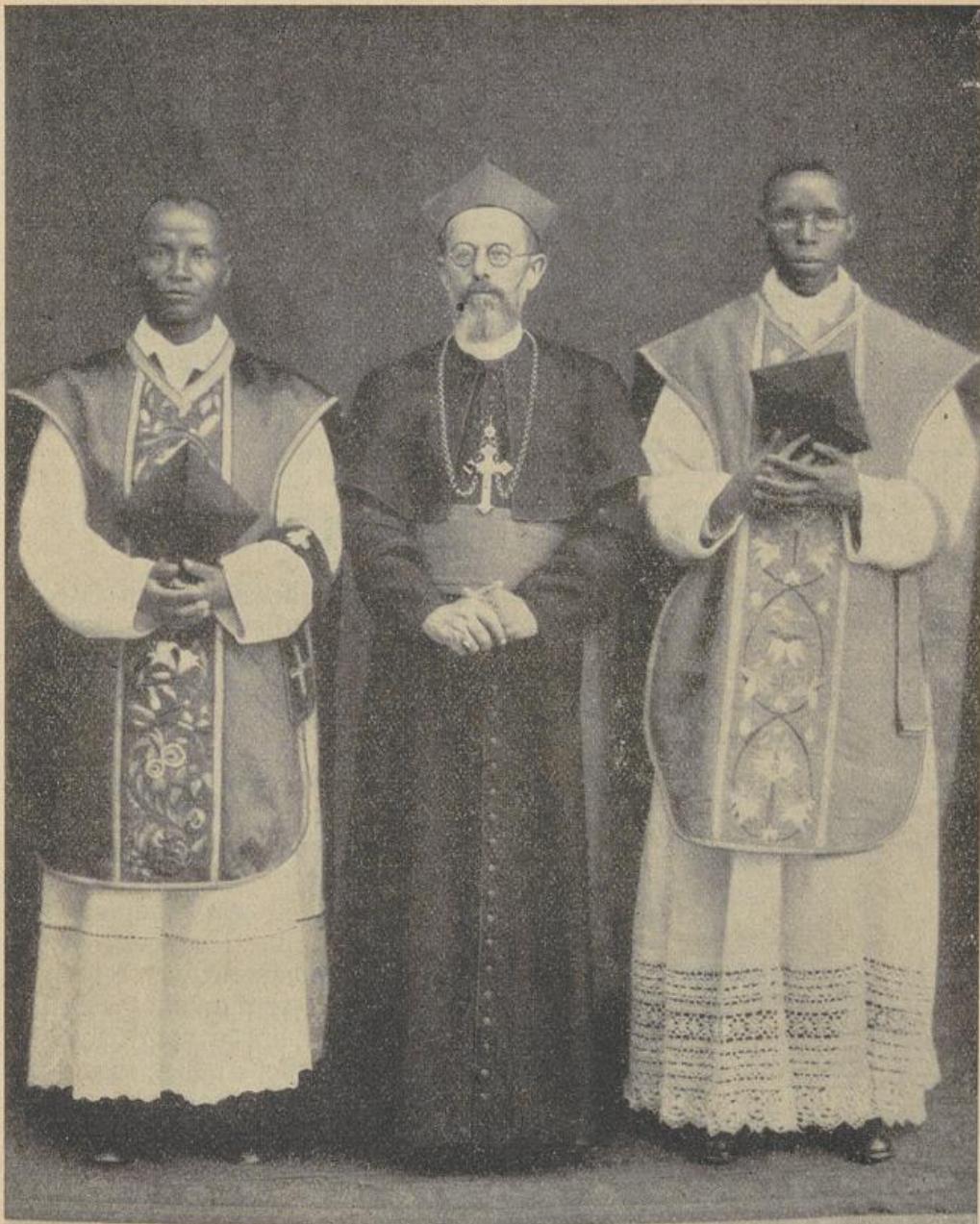
Drei Jahre habe ich das Netz ausgeworfen und nichts gefangen

Von P. J. Schwemmer CMM.

In meinem Missionsgebiet ist eine sogenannte Eingeborenenreserve mit ungefähr 5000 Schwarzen. So wurde mir von einem Regierungsbeamten versichert. Diese Reserve ist ungefähr 40 Kilometer von dem Zentrum Port Shepstone entfernt. Gar zu oft kann ich nicht hinkommen, weil meine Arbeit es nicht zuläßt. Diese Reserve ist ein wildzerklüftetes Land mit vielen Bächen und Flüssen, ohne Wege mit Ausnahme von Fußpfaden wie sie die Eingeborenen durch vielen Gebrauch austreten. Da wäre noch ein ganz weiter Missionsfeld, wenn nur in der Nähe eine Missionsstation wäre. Aber bis jetzt ist es noch nicht so weit gekommen. Ich habe alles versucht, um zerstreute Katholiken zu finden, dort aber ohne jeden Erfolg bis jetzt. Vor etwa zwei Jahren bin ich einmal hingefahren, habe mich an die Straße gesetzt und alle passierenden Schwarzen angeredet. Es müssen den ganzen Tag hindurch ein paar Hundert gewesen sein. Unsere Unterhaltung hatte ungefähr folgenden Verlauf:

„Grüß Gott, wohin gehst Du?“ „Zum Store, zum Farmer, zum Doktor.“ „Bist Du ein Christ?“ „Ja“. „Zu welcher Religion bekennst Du Dich?“ „Ich bin von der Amerikanischen Mission, von der Wesleyanischen Kirche, von der Schwedischen Mission, oder irgend einer Eingeborenensekte.“ „Sind hier keine Katholiken?“ „Nein, wir kennen keine.“ Traurig fuhr ich am Abend wieder heim, ein klein wenig ungehalten, daß man da vor 20 oder mehr Jahren keine Mission angefangen hatte. Damals wäre es noch Zeit gewesen Schulen einzurichten vor oder doch mit den vielen Sектen, die sich in dieser herrlichen Gegend festgesetzt hatten. Jetzt ist es unmöglich, eine von der Regierung anerkannte Schule zu bekommen und woher sollten wir das Geld nehmen, Lehrer zu bezahlen, nicht zu reden von einem Grundstück, um eine Schule darauf zu bauen. Aber alles Hadern hilf nichts. Es muß ein anderer Weg gefunden werden, an die Leute heranzukommen.

Meine Arbeit hielt mich ab, so schnell wieder auf Kundschafft auszugehen. Doch auf den Krankenruf einer weißen Katholikin hin, kam ich wieder zufällig in diese Gegend. Da sah ich ein neues Gebäude an der Straße und eine große Anzahl Eingeborener dort. Da ich das Allerheiligste bei mir hatte, konnte ich leider nicht halten. Zuerst ging es also zu der kranken Frau und dann eilte ich zurück auf den Platz, wo so viele Leute beisammen waren. Es war die Eröffnung eines Stores und deswegen kamen so viele Leute zusammen, um zu feiern. Ich mengte mich unter die Schar und bald war ich im Gespräch, hoffend, doch den einen oder anderen Katholiken darunter zu finden. Aber umsonst. Schließlich wurde ich einem Häuptling vorgestellt. Ich fragte ihn, ob unter seinen Untertanen denn gar keine Katholiken wären. Ich konnte aus der Unterhaltung merken, daß er den Katholiken nicht besonders gut gesinnt war. Er ließ sich jedoch herbei, mich bei seinen Indunas (Unterhäuptlingen) einzuführen. Einer von diesen Herren meinte einen Katholiken zu kennen. Er nannte mir den Namen und beschrieb mir den Kraal. Aber das war so weit weg, daß es unmöglich war, noch am selben Tag hinzugehen. Und ohne Führer hätte ich bestimmt nicht hingefunden. So machte ich mit dem Induna aus, daß mich an einem bestimmten Tage einige Leute bei dem Store treffen sollten. Froh kehrte ich heim und am bestimmten Termine war ich an Ort und Stelle. Aber



Eingeborene Neupriester mit Erzellenz Bischof Fleischer CMM.
Photo: Mariannhiller Mission

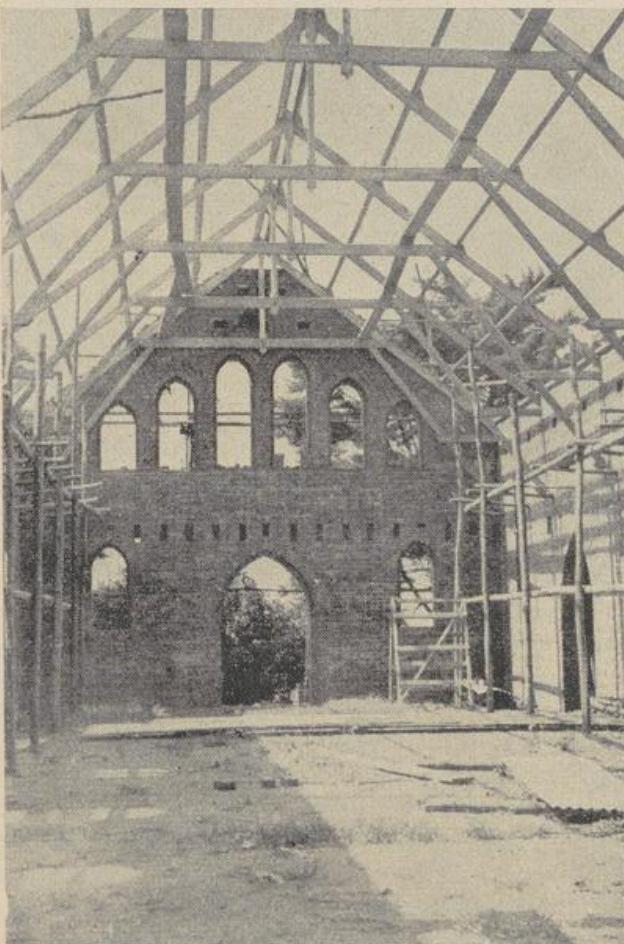
leider wartete ich vergebens. Niemand kam, obwohl ich mehr als drei Stunden gewartet hatte. Wer die Schwarzen kennt, weiß ja, was sie für ein Zeitgefühl haben. Stunden spielen keine Rolle. So war ich wieder vergebens gegangen und traurigen Mutes kehrte ich heim. Ja, so geht es in der Mission. Enttäuschungen gibt es genug wie überall oder noch mehr, wenn es sich um die Sache Gottes handelt.

Da führte mir die Vorsehung vor ein paar Tagen wieder eine Seele zu. Es war am Sonntag nach Fronleichnam. Ich war mit einigen Schwestern und einigen weißen Kindern im Garten, wo wir über die am Morgen so schön verlaufene Prozession redeten. Ein schwarzes Weib kam daher und

blieb vor uns stehen. Ich fragte sie, was sie denn wolle. Sie wollte zur Kirche kommen. Das war nun an einem Nachmittag etwa um zwei Uhr. Ich merkte sofort, daß sie nicht katholisch sei und nicht von Port Shepstone, sonst würde sie gewußt haben, daß unser Gottesdienst schon längst vorüber war. Auf meine Frage wo sie herkomme, sagte sie, daß sie von Impenhati Location Nr. 4 sei. Ihre Schwiegermutter sei katholisch und sehr alt. Das war mein Fall. Sofort machte ich einen Tag aus wann ich dorthin kommen und die alte Frau treffen wolle. Habe ich erst einmal einen Katholiken gefunden in der Location, dann kann ich mich festsetzen und von dort aus die Missionsarbeit beginnen. Nun warte ich der Dinge die da kommen. Hoffentlich ist es keine weitere Enttäuschung. Doch wir werden sehen in ein paar Tagen. Vielleicht erzähle ich das nächste Mal wie die dritte Expedition zur Nummer-vier-Location ausgegangen ist.

Port Shepstone

Port Shepstone ist ein kleines Städtchen am Ufer des Indischen Ozeans gelegen und hart an der Mündung des Umzimkulu-Flusses. Mitten zwischen herrlichen, immergrünen, mit subtropischen Bäumen und Sträuchern bewachsenen Hügeln, ist eine kleine Stadt hineingepflanzt und gewährt von den Höhen gesehen einen wundervollen Anblick. Die Nähe der See gewährt ein prächtiges Klima, wenn es auch in den Sommermonaten sehr heiß, fast tropisch und feucht ist. Wir haben noch kein Malariafieber hier, Dank der Vorsichtsmaßregeln der Behörden, die sehr scharf darauf ist, daß alle Brutherde ausgemerzt werden.



Die im Bau begriffene Kirche von Port Shepstone
Photo: P. Schwemmer Emm.

Die Malaria-Krankheit wird nämlich durch eine bestimmte Art Moskitos übertragen, die in allen möglichen großen und kleinen stehenden Gewässern brüten. Es ist nun Aufgabe bestimmter Beamter, zu sehen, daß alle diese Brutherde vertilgt werden. Im Winter (Mai, Juni, Juli) haben wir hier das feinste Wetter. Allerdings haben wir fast

keinen Regen und es gibt viel Staub auf den Straßen, da alles Sandboden ist.

Die Bevölkerung ist eine sehr gemischte. Engländer und Buren, letztere meist Regierungsbeamte, Indier, Goanzen, Halbweiße (Mischlinge von Schwarz und Weiß) und Schwarze. So klein das Städtchen ist, hat man doch alle erdenklichen Farben und Rassen. Katholiken gibt es nicht sehr viele, aber wir haben eine ganz ansehnliche Gemeinde, wenn man alle Farben zusammennimmt. Dass es bei einem solchen Rassengemisch für den Missionar nicht leicht ist, ist einzusehen. Zudem hatten wir keine eigentliche Kirche. Nur eine kleine Kapelle der Dominikanerinnen von New Castle ist vorhanden, wo alles kunterbunt durcheinander gemischt ist am Sonntag. Seit einigen Monaten haben wir nun mit dem Bau einer eigenen Pfarrkirche (Missionskirche) begonnen. Der Rohbau ist soweit fertig aber mit der Vollendung geht es langsam. Es fehlen eben die notwendigen Mittel. Wir hoffen jedoch, dass wir in einigen Monaten die Kirche beziehen können.

Der Schwierigkeiten sind heute in der Mission gar viele. Und doch ist jeder Missionar mit Freuden hier und freut sich seines großen Berufes. Steinbrucharbeit zu leisten ist nicht leicht und dasselbe gilt für die Arbeit an den Seelen. Opfer ist das tägliche Brot des Missionars, aber dafür geht man ja schließlich ins Kloster, nicht um ein bequemes Leben zu führen.

Neugründung im Hochgebirge

(Fortsetzung)

Für den ankommenden Missionar und seine Begleitung war es eine frohe Stunde nach den Strapazen der Reise. Allerdings musste die sonntägliche Versammlung aber einstweilen noch mit dem bisherigen engen Raum im „Sternenhäuschen“ vorlieb nehmen. Wir säuberten also die Notwohnung und verwandelten sie in eine Festkapelle, denn morgen sollte diesem armen Hause reiches Heil widerfahren. Der Allerhöchste wollte seine Geringsten in Afrika persönlich besuchen, den Vorbereiteten gnädig alle Schulden erlassen im heiligen Bußakramente und die Gläubigen mit dem ganzen Reichtume seiner Gnade und Liebe heimsuchen in der heiligen Messe und Kommunion!

Der Gute Hirte kehrt bei seinen verlassenen Schäflein ein, erfrischt und stärkt ihre willigen Herzen, erfreut und tröstet ihr Innerstes. Durch seinen geweihten Diener lässt er die Versammelten die frohe Botschaft des heiligen Evangeliums hören, mehrt in ihnen das Licht der Wahrheit, das unschätzbare Gut des Christentumes, dessen Früchte ins ewige Leben fortduern.

Viele dieser einfachen Afrikaner empfangen die Wohltaten der heiligen Religion mit richtigem Verständnis und aufrichtiger Dankbarkeit. Wie glücklich sind sie in ihren weltentlegenen Bergen, im Besitze der Perle des wahren Glaubens und der Geschenke der Gnade, die der Himmel so gütig auch ihnen gewährt ohne Unterschied der Farbe und Sprache.

Nach der Predigt und Katechese trugen manche noch ihre besonderen Anliegen dem Missionar vor, erhielten spezielle Unterweisung und guten Rat. Zum Schlüsse der Feierlichkeiten lud der Umfundisi seine Gemeinde zur Mithilfe an der Vollendung ihrer neuen Schulkapelle ein. Hatten die Männer bisher manches versäumt, so wollten nun die Frauen und Kinder gern für das schneiden, sammeln und herbeitragen der beträchtlichen Menge an

Deckstroh sorgen. Fachkundige Schwarze nähten es dann auf das bereitstehende Dach und eine bunte Schar von Christen, Katechumenen und Heiden übernahm das Anwerfen und Verpüzen der Wände ringsum. Der Platz um den nun 100 Fuß langen Bau wurde geebnet und mit Steinen eingefaßt. Auf das weiß-gelb leuchtende frische Strohdach kam ein fünf Fuß hohes, farbiges Holzkreuz und zwar genau über dem Altar und der neuen Opferstätte von St. Simon.

Im Oktober konnte die Größnungsfeier stattfinden, wozu nicht bloß Katholiken und Katechumenen, sondern auch Andersgläubige und Heiden aus dem ganzen Hochgebirgsrevir herbeieilten. Solche Tage sind große Aussaatgelegenheit für den Missionar. Zum belehrenden und einladenden Wort gesellt sich „greifbarer Anschauungsunterricht.“ Das neue, geräumige Haus mit breitem Eingang, acht großen Fenstern und dem hohen Dach macht Eindruck auf die schlichten Leute. Das Innere mit dem geschmückten Altar, den brennenden Kerzen und religiösen Bildern fesselt die Blicke und Herzen. Nicht minder die in drei Sprachen betenden und singenden Gläubigen, die buntgekleideten schwarzen Ministranten und der in kirchlichen Gewändern opfernde Priester. Viele der Neuankömmlinge hören und sehen das alles zum erstenmal in ihrem Leben. Wie ein Frühlingserwachen und tiefes Ahnen der übernatürlichen Welt ergreift es ihre Seelen . . .

Nach der Einweihung und dem ersten Gottesdienst in der neuen Kapelle hören die erstaunten Bergbewohner den festlich gekleideten Europäer in ihrer afrikanischen Sprache reden und vieles von dem Geschauten erklären. Was Altar und Kreuz, Weihwasser und brennende Kerzen, Bilder und kirchliche Kleidung bedeuten. Die Heiden ergriff es am meisten, daß ihre bereits gläubigen Stammesgenossen alle das „weiße Brot“ aus der Hand des Priesters empfangen durften. Dann die niegehörten Gebete und Gesänge in ihrer Bantu-Mundart. Und die schmucken Zulu-Ministranten!

Zuletzt erschien dann noch die große Hostie in strahlender Monstranz und inmitten flammender Lichter auf dem schöngezirten Altare vor den Augen der Menge. Wohl ein jeder empfing und fühlte etwas von dem geheimnisvollen Segen, der zum erstenmale von hier ausströmte. So wird der Weihtag und die Größnung einer neuen Missionskapelle auch eine Art Vorweihe für die Seelen der Protestanten und Heiden. Von nun an sind sie zur Wahrheit und Schönheit der katholischen Religion hingezogen, willig und bereit, sie immer besser kennen zu lernen und dem Zug der Gnade zu folgen. Der Geist „weht, wo er will“ und bedient sich auch der sichtbaren Dinge und äußerer Anlässe, um die Herzen zu gewinnen und Wunder der inneren Umwandlung zu bewirken.

Die muntere Kinderschar genießt fortan auch regelmäßigen Schulunterricht in solchen Neugründungen. Für einen hellen und freundlichen Lehrraum bewilligt die Regierung gern einen entsprechenden Grant und die Mission ist froh um den Hilfszuschuß. Der Missionar kann nun jeden Monat seine wachsende Gemeinde besuchen. Katholisches Leben blüht in der Gegend. So haben also die Aluzenposten große Aufgaben und oft sehr gesegnete Erfolge. Sie sind der grüne Zweig, der sich zum weitausgebreiteten Baume entwickelt. Wer an den Mühen des Anfangs teilnehmen durfte, schätzt sich glücklich fürwahr, denn er behält auch dauernden Anteil an den gesegneten Früchten für alle Zukunft!

Von der Hauptmission nach dem „St. Simonsfort“ und zurück sind es viele mühsame Reitstunden. Ältere Missionare können auf die Dauer solche weite Touren nicht im Sattel machen. Wenn kein Auto möglich ist, bedür-

fen sie eines sog. „Spiders“ (breitspurige, leichte Zweispänner).

So geschah es einmal im hiesigen Hochgebirge, daß die Alte eines Spiders brach u. der Umlaufdienst sechs Stunden von der Heimat auf dem schlechten Fahrwege sitzen blieb . . . Er mußte dann bei strömendem Regen mit Gepäck zu Fuß nach seiner entfernten Schulkapelle wandern und zur Rückkehr sich ein Reitpferd leihen. Das zerbrochene Gefährt mußte nun mittels Extra-Ochsenwagen nach der Mission heimgebracht werden.

Sehr viele Außenplätze der Mariannhiller Mission sind für Autos überhaupt unzugänglich. Die primitiven Wege lassen oft kaum ein Fuhrwerk herankommen. Inmitten der tausend Hügel,

Täler und Schluchten könnte aber auch kein Flieger landen. So bleibt der Natalmisionar vielerorts noch für geraume Zeit auf die „Urmethode“ angewiesen: Fußwanderungen mit Apostelstab oder ein Reittier. Mit Wegverbesserung, Straßen- und Brückenbau geht es im Oberlande langsam voran. Wie manche Brücke wurde auch schon während dem Bau oder kurz nach ihrer Vollendung von plötzlich daherrasenden Fluten samt allem Material hinweggespült. Selbst wenn alles klappt und das Wetter günstig bleibt, hat ein Pfarrer von St. Simon z. B. der Reisestrapazen noch genügend viele.

Auf einer anderen Strecke benützte ein Mariannhiller das Auto. Die Straße führte einen langen Berg steil hinab. Das Auto überstürzte sich und lag mit den Rädern quer über den Weg, die beiden Insassen eingesperrt darunter. Bevor durch Explosion das Schlimmste geschah, gelang es ihnen noch, die Last etwas zu heben und dem gefährlichen Käfig zu entchlüpfen. — Wunderbares Glück beim Unglück!

In den belebten Gegenden wimmelt Südafrika bereits von Autos. Fast jeder Farmer hat einen Motorcar. Viele Indier, Halbweiße und sogar Schwarze sind stolz auf ihr Usmoto. Im Autoverkehr unterscheiden sich die südafrikanischen Städte kaum noch von den europäischen. Die Unfälle und Lebensverluste wachsen unheimlich von Jahr zu Jahr. Das Mariannhiller Personal verdankt es wohl besonderem Schutz, daß es immer noch von Zusammenstößen mit tödlichem Ausgang verschont blieb. So manche Patres, Brüder und Schwestern könnten erzählen, wie sie um Fingubreite dem Unglück entrannen . . .

Die modern-belebten Straßen kosteten also noch keinem von uns das Le-



Brüderpostulanten von St. Paul
Photo: P. Leo, St. Paul

ben. Wohl aber der Mangel an guten Verkehrs wegen und Brücken. So ertranken bis Ende 1938 schon drei Mariannhiller Brüder und ein neugeweihter Missionar in verschiedenen Flüssen. Zwei andere kamen sonstwie im Wasser um. Ein siebenter Mariannhiller aber verlor erst dieses Jahr, am 4. Februar im Lotenifluss das Leben. Unser guter, 72 Jahre alter Br. Theodatus.

Als Landwirt und Verwalter hatte der Verunglückte gegen 40 Jahre der Mission treu gedient. Jahrzehnte lang versah er den Schaffnerposten in Maria Trost und machte dort noch im hohen Alter den Bau der großen Missionskirche mit. Mit 70 Jahren übernahm er noch den Haus- und Felddienst auf der entlegenen St. Annamission am Loteni, einem Nebenfluss des Umkomazi. Der sonst gemütliche Bergbach wird zur Regenzeit ein reißender Fluss und ist wegen der zahllosen, kürbisartigen, runden Steine auch bei niederem Wasserstand schwer zu passieren. Zu einer Brücke hat es jene Gegend noch nicht gebracht.

Am 4. Februar, Samstag, besorgte Bruder Theodatus den Transport von Bieh, vom 30 Meilen entfernten Bahnhof Underberg, nach der St. Anna-Mission. Diese liegt nun eine kleine halbe Stunde jenseits des Loteni, dessen reißende Flut bei der Ankunft mit dem Bieh den Übergang sehr erscherte. Die Kinder kamen schließlich ans andere Ufer, nicht aber der hochbejahrte Reiter. Zum anbrechenden Sonntag wollte er natürlich daheim sein und zwang sein Pferd in den Fluss. Er wurde von der Strömung flussabwärts gerissen und der übermüdete Bruder verschwand in den Wellen. Bis heute, Ende Februar, konnte keine Spur von ihm entdeckt werden. Das Hochwasser trug ihn wohl bis in den großen Umkomazi, wo 41 Jahre vorher, ebenfalls im Februar, P. Maurus, der eifige Missionar von Citeau, als Opfer seines Berufes ertrank. Beide haben ihr Leben im Dienste der Mission hingegeben und wurden ihr plötzlich, doch nicht unvorbereitet, entrissen. Sie waren musterhafte Ordensleute und Männer der Pflicht. R. I. P.

St. Marien am Steinberg

Roman von Magda Trott

1. Kapitel

Bei dem Gastwirt „Zur Sonne“ hatten sich die drei Touristen erkundigt, was das dort oben für ein schloßartiger Besitz sei, und wem er wohl gehöre.

Gregor Erzinger hatte gerne Bescheid gegeben. Vor wenigen Monaten hatte ein Fremder, der irgendwo aus dem Norden kam, dieses Schloß gekauft, um hier seine Sommerferien zu verbringen. Man wußte noch nichts Genaues von ihm, obwohl dieser Fremde im vorigen Monat schon einmal in Felsen gewesen war. Augenblicklich herrschte dort oben reges Leben, weil man sich dort auf die Ankunft des neuen Besitzers vorbereitete. Ein sehr reicher Herr sollte es sein, der in der ganzen Welt herumgekommen war, der überall sang.

Kein Wunder, daß das Interesse der

Touristen noch größer wurde, man wollte es anfangs nicht glauben, daß der Käufer der Sänger Arno Dahlen sei, einer der berühmtesten Männer am Himmel der Kunst.

Bis in die kleine Ortschaft Felsen schien der Ruhm dieses berühmten Mannes noch nicht gedrungen zu sein. Weder der Wirt noch seine Frau, noch alle die, die in der Sonne verkehrten, hatten jemals etwas von Arno Dahlen gehört. Daß man nun davon sprach, er sei ein berühmter Sänger, imponierte den Leuten weiter nicht. Es gab auch in Felsen manchen, der eine prächtige Stimme hatte, der mit hellem Klang seine Tödler aussieß oder zu den Festtagen zu Ehren Gottes in der Kirche sang. Hier in dem kleinen Gebirgsdorf galt die körperliche Kraft vielleicht mehr als die Kunst.

Freilich, der Wirt von der Sonne erzählte von nun an allen, die zu ihm kamen,

dass dort oben ein berühmter Mann seinen Einzug halte, und als er gar merkte, dass verschiedene Touristen die Anhöhe hinauf pilgerten, um den Sommersitz Arno Dahls zu sehen, witterte er ein neues Geschäft. Vielleicht suchte der Schlossherr auch seinen Gasthof auf. Man würde mit ihm bekannt werden, ein Abglanz seines Ruhmes fiel dann auf das kleine, stille Gebirgsdorf Felben.

So kam es, dass man der Ankunft des neuen Besitzers mit dem denkbar größten Interesse entgegensaß. Felben hatte einen neuen Gesprächsstoff erhalten. Sonst beschäftigten sich die wenigen Einwohner während der Sommermonate immer nur mit den Fremden, den wenigen Sommergästen, die den stillen Ort zum Ausruhen aufsuchten. Sehr rege war der Fremdenbesuch in Felben nicht, obwohl das Dorf landschaftlich herrlich gelegen war. Dicht an dem Dorf erhoben sich bewaldete Berge, die von hohen Kalkwänden überragt wurden, von denen es hieß, dass die schwersten Hochtouren darin zu machen wären. Weite grüne Matten erstreckten sich talaus, auf denen das weiße Vieh der Bergbewohner während des Sommers weidete. Losende Bäche stürzten von steiler Bergwand hinunter ins Tal, sie alle vereinigten sich unten mit der rauschenden Felber Ache, die wild und brausend dahinfloss und zur Zeit der Schneeschmelze oben im Gebirge gar gefährlich werden konnte. Davon wussten die Felber Bürger ein gar trauriges Lied zu singen.

Das Leben in dem kleinen Dorf lief mit ruhiger Gleichmäßigkeit dahin. Nur einmal im Jahr hatte Felben seinen großen Tag. Da strömten aus den umliegenden Ortschaften die Menschen dort zusammen, da formte sich alles zu einem ernsten, feierlichen Zuge. Am jedem 8. September, am Geburtstage der Jungfrau Maria pilgerten Hunderte und Überhunderte von Gläubigen nach dem kleinen Wallfahrtskirchlein St. Marien am Steinberg. Da wankten im Zuge Kranke und Leidende mit, um durch die wundertätige Quelle Linderung ihrer Qualen oder gar Heilung zu erhalten. Seit Jahrzehnten erhob sich das kleine, schlichte Kapellchen auf einem bewaldeten Hügel, nahe der Ortschaft. Es war zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut worden, die dort das inbrünstige Flehen eines Kranfen entgegengenommen und vor Gottes Thron vertreten hatte. In Felben erzählte man es von Generation zu Generation. Das war die alte Pfarrkirche gewesen, ein verarbeitetes Weiblein, das für sieben Enkelkinder zu sorgen hatte. Aber die Hände wollten die Arbeit nicht mehr verrichten. Von schwerer Gicht befallen schleppete sich die Alte an einem Sonntag-

abend hin zu der Muttergottesfigur, die auf dem Steinberg errichtet war. Die zitternden Lippen hatten zur heiligen Jungfrau gesleht, sie möge ihr die Kraft der Hände erhalten, was sollte sonst aus den armen Waislein werden. Und während die alte Pfarrerin noch auf den Knien lag, war plötzlich aus einem Felsen eine Quelle hervorgesprungen und als sich die Betende dieses Wunder betrachtete, war es ihr, als strecke die Gottesmutter die Hand zu jener Quelle hin. Da hatte Frau Pfarrerin das Wasser über die gichtknochen Hände rieseln lassen und in ihr Herz war selige Hoffnung eingezogen.

Vierzehn Tage später war das Wunder geschehen. Die Schmerzen waren gewichen, die verkrüppelten Hände wieder arbeitsfähig. Man hatte statt der schlichten Muttergottesfigur eine Grotte geschaffen, hatte die Quelle gesetzt; St. Marien am Steinberg war der Wallfahrtsort, zu dem man vertrauensvoll pilgerte. Und die Jungfrau Maria hatte schon gar vielen hier geholfen.

Der Wirt zur Sonne war ein geschäftstüchtiger Mann. Ein Vorwand war für ihn schnell gefunden. Da er wusste, dass oben im Schloss allerlei für den Empfang des neuen Herrn vorbereitet wurde, machte er sich an einem Vormittage auf den Weg, um sich bei denen, die dort oben tätig waren, in Erinnerung zu bringen. War doch der Gasthof zur Sonne eigentlich der einzige, der für einen feinen Herrn in Betracht kommt.

Obwohl seit Tagen auf Schloss Felben eifrig gearbeitet wurde, merkte man doch überall die Verwahrlosung des Besitzes. Seit Jahren war dort niemand mehr aus und eingegangen. So war es gar nicht verwunderlich, dass Arbeiter aller Art herangezogen waren, um zunächst wenigstens ein Stockwerk instand zu setzen.

Umgehindert trat Gregor Erzinger in den Garten, der das Schloss umgab, und ebenso ungehindert erreichte er auch das Haus. Von überall her schallten Hammerschläge, es wurde eifrig gearbeitet.

Eine große, hagere Frau in mittleren Jahren kam ihm entgegen und fragte nach seinem Begehr. Im Laufe der Unterhaltung stellte sich heraus, dass Frau Mende die Oberaufsicht über das Schloss hatte. Ihr lag die Pflicht ob, alles wohnlich zu machen, damit Arno Dahl, der am Sonnabend hier eintreffen wollte, nichts zu rüggen fand.

„Das Gasthaus zur Sonne ist das erste und einzige am Ort, ich habe vornehme Gäste, der Herr Pfarrer verkehrt bei mir, der Jäger und der Herr Doktor aus Gries kommt auch sehr häufig zu mir. Es wird mir natürlich eine Ehre sein, den Herrn

Dahlen mit der Frau Gemahlen bei mir zu sehen. Speisen und Getränke sind stets gelobt und tadellos."

„Die Frau Gemahlin werden Sie wohl nicht in der Sonne sehen; Herr Dahlen ist unverheiratet.“

„Ah, — um so eher wird Herr Dahlen dann den Stammtisch in der Sonne besuchen. Der neue Schloßherr ist wohl noch ein junger Herr, und schon so berühmt.“

„Nun, so jung ist er nicht mehr, Herr Dahlen wird das Schloß ja nur in den Sommermonaten bewohnen. Er ist überanstrengt und braucht dringend Ruhe. Aus diesem Grunde hat Herr Dahlen auch so einen weltentlegenen Winkel gewählt.“

„Erlauben Sie, meine Dame, Felsen ist kein weltentlegener Winkel. Hunderte von Touristen und Gästen sind alljährlich durch unser Dorf gezogen. Wenn sie die Gegend erst genauer kennen werden, werden Sie zugeben müssen, daß es kaum einen schöneren Ort in unserem Lande gibt als Felsen.“

„Na, na“, lachte Frau Mende, „aber ich will Felsen nicht schmähen, es liegt gewiß herrlich, und der Blick von oben ist ganz prachtvoll. Es hat ja Herrn Dahlen sogleich gefallen und das will viel sagen; der ist bereits durch die ganze Welt gezogen und hat viel Schönes gesehen. Er will nur Ruhe haben. Ich kann Ihnen deshalb auch keine Zusage machen, ob er in die Sonne kommen wird.“

„Jeder Mensch braucht ein wenig Abwechslung und Unterhaltung. Oder bringt Herr Dahlen einen Kreis von Freunden und Bekannten mit?“

„Wo denken Sie hin! Herr Dahlen wird ganz zurückgezogen leben. Seine Stimme braucht Schonung, er hat sich auf seiner letzten Amerikareise recht überanstrengt. Dann muß er neue Partien studieren, — ich glaube, man wird Herr Dahlen unten in Felsen wenig sehen.“

„Trotzdem hoffe ich, daß er der Sonne einen Besuch abstattet.“

„Ich werde es Herrn Dahlen sagen. Jetzt müssen Sie mich aber entschuldigen, Sie hören, man ruft nach mir.“

„Meine Frau wird sich freuen, auch Sie meine Gnädige, einmal in der Sonne zu sehen.“

Ziemlich unbesiedigt verließ der Gastwirt das Schloß. So viel war ihm klar, daß dieser berühmte Sängermann ein Sonderling sein mußte. Wenn man reich und berühmt war, konnte man sich doch verheiraten. Man kaufte sich kein solches Schloß, wenn man zurückgezogen leben wollte. Es dauerte daher garnicht lange, da wußte man in ganz Felsen, daß der Sänger auf Schloß Felsen ein eigenartiger und merkwürdiger Herr sei.

Hätte man die vielen Verwünschungen gehört, die Arno Dahlen auf dem Wege nach Felsen ausstieß, wäre die gute Meinung der Gebirgler noch mehr gesunken. Wohl zwanzigmal war der Chauffeur schon abgestiegen, um die Gatter, die den Weg sperrten, zu öffnen und wieder zu schließen. Für die prachtvolle Limousine war der Weg an vielen Stellen nicht einmal breit genug und das nannte sich eine Autostraße. Wohl war er im vorigen Monat schon einmal hier gewesen, doch hatte er bei dieser Fahrt nur seinen kleinen Wagen gewählt, für den die schmale Fahrstraße genügte. Damals hatte er die vielen Hindernisse nicht so beachtet, weil sein Kluge mit sichtlichem Entzücken auf der herrlichen Landschaft ruhte. Vielleicht war er damals besserer Stimmung gewesen, da er sich von seinen Launen leiten ließ, empfand er das Unangenehme dieser Fahrt doppelt und dreifach.

„Wenn es so weiter geht, kommen wir heute nicht mehr nach Felsen.“

Da kam noch eine Kuhherde des Weges gezogen, die sich durch das Hüpen nicht stören ließ. Einige der Tiere trotteten sogar an den haltenden Wagen heran und schauten verwundert auf den Eindringling.

„Das wird ja immer besser“, rief Dahlen ärgerlich, „fahren Sie zu!“

„Ganz unmöglich, Herr Kammersänger.“

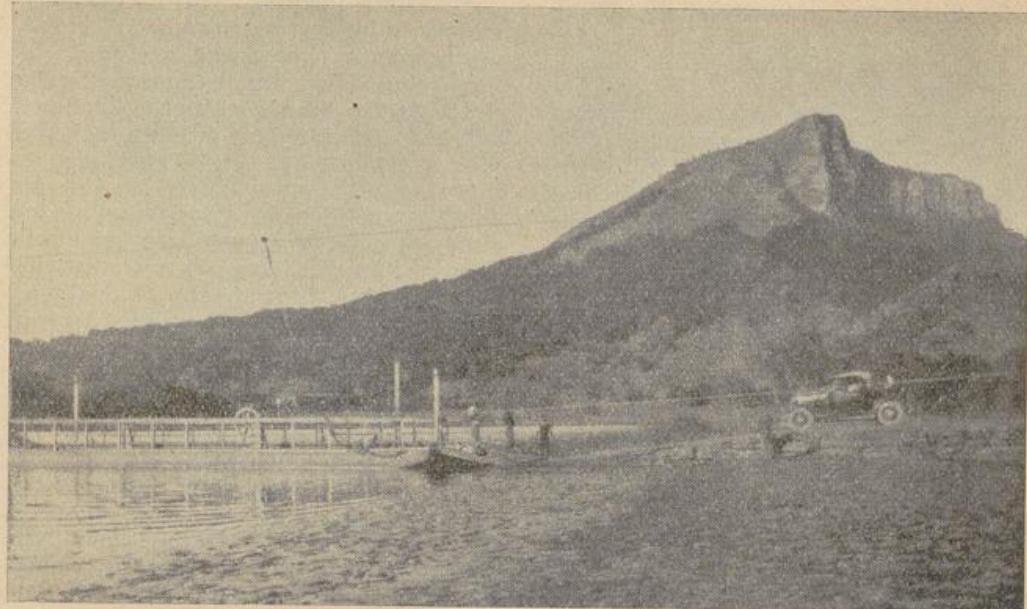
„Soll ich vielleicht zu Fuß weitergehen, wegen ein paar Kühen.“

Diese zornige Wut fruchtete nichts, der Wagen mußte geraume Zeit warten, bis die Kühe vorübergetrieben waren.

Bei der Einfahrt ins Dorf blieben die Felsen Einwohner neugierig stehen und schauten den schönen Wagen verwundert an. Alle wußten, daß der berühmte Sängermann heute anfam. Schon häufig hatte man die Straße entlanggeschaut, wie er wohl aussehen möchte. Nun sahen sie ihn genau, weil ein Holzwagen den Weg überquerte, der das Auto abermals zum Halten zwang. In den Polstern lehnte ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er hatte ein glattrasiertes Gesicht. Seine großen, dunklen Augen waren starr geradeaus gerichtet, er hatte keine Antwort für das freundliche „Grüß Gott“ der Kinder. Er schien es auch nicht zu sehen, daß einige Männer ihre Hüte abnahmen und dem Fremden einen Gruß boten. Die mit hellen Handschuhen bekleideten Hände ruhten lässig im Schoß, um die bartlosen Lippen spielte ein überlegenes Lächeln.

„O, das ist ein stolzer Herr“, sagten die Felsen, als sich das Auto wieder in Bewegung setzte und dem Schloßhügel zusteuerte.

Abends am Stammtisch unterhielt man sich natürlich über den neuen Schloßherrn.



Fähre über den Lmzimonbaßluß bei Port St. John

Photo: Mariannhiller Mission

Vergleiche wurden laut. Alljährlich kam nach Zelben ein Sommergäst, nein, kein Gast, Mutter und Tochter, die sich ebenfalls in dem kleinen Gebirgsdorf angekauft hatten. Das Haffner'sche Haus war freilich kein stolzes Schloß, es war ein schlichtes Landhäuschen, rebenumrankt mit leuchtendem roten Dach. Das Häuschen stand in einem kleinen Garten, in dem die herrlichsten Dahlien blühten. Obwohl Rosine Haffner mit ihrer Mutter erst in der zweiten Julihälfte eintraf, wurden Haus und Garten im besten Zustand erhalten. Die Nachbarn taten es gern, waren doch die beiden Damen in der ganzen Gegend beliebt. Alt und jung freute sich auf das Kommen des blonden jungen Mädchens, denn Rosine Haffner hatte für jeden ein freundliches Wort und einen lieben Blick.

Vor vier Jahren waren Frau Haffner und ihre Tochter nach Zelben gezogen. Alljährlich wollten sie wenigstens zwei Monate hier verbringen, an dem Ort, der der Tochter so wunderbare Heilung gegeben hatte. Schreckliches lag hinter der Familie. In einer einzigen Nacht war die große Fabrik des Vaters niedergebrannt. Der Fabrikherr hatte sich unter Lebensgefahr in das brennende Gebäude gewagt, um zu retten was noch zu retten war. Ein niederstürzender Balken hatte ihn getroffen. Er war sofort tot. Das war aber nicht das einzige Unglück gewesen, das die Witwe heimsuchte. Die damals erst zwanzig Jahre zählende Tochter Rosina hatte vor Schreck und Entsetzen in jener Nacht die Sprache verloren. Alle Versuche der Ärzte waren erfolglos geblieben. Die Lähmung

konnte nicht beseitigt werden. Rosine siechte mehr oder weniger dahin. Da sagte ihr eines Tages der Geistliche, sie möge doch einen Versuch mit der wundertätigen Quelle in Zelben wagen. Maria würde auch ihr helfen; so manche Lähmung sei in St. Marien am Steinberg geschwunden.

Mutter und Tochter hatten die Reise angetreten. In beiden war wenig Hoffnung. Man hatte die berühmtesten Professoren gehabt, war es denkbar, daß die wundertätige Quelle half?

Im Gasthaus zur Sonne war man abgestiegen. Niemand ahnte etwas von den Absichten der beiden Fremden, die schon am nächsten Morgen den Weg zur Wallfahrtskapelle einschlugen. Vor der Grotte der hl. Jungfrau war Rosine in gläubigem Vertrauen in die Knie gesunken. Schwer lastete es auf ihr, daß sie in den letzten Jahren so selten ihre Sorgen und Nöten zu Gott getragen hatte. Von dem innigen Wunsche beseelt, eine andere zu werden, neigte sie sich nieder und trank von der Quelle.

Am Nachmittag nahm man denselben Weg und auch der Abend fand die beiden Frauen wieder an der Grotte.

„Gegrüßt seist du, Maria, du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir.“

Die Lippen der Tochter hatten sich bewegt, hatten das Gebet mitgesprochen.

„Du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir.“

Mit einem Ruck hatte die Mutter den Kopf zur Seite gewandt; schwerfällig, aber deutlich klang es neben ihr:

„Du bist gebenedeit unter den Weibern.“

„Rosine!“

„Heilige Mutter Gottes, heilige Maria, — ich danke dir!“

Seit dieser Stunde war die Lähmung von der Unglüdlichen genommen. Von Tag zu Tag wurde ihr das Sprechen leichter, und als man nach vier Wochen Felsen verließ, hatte Rosine nicht nur die Sprache, sondern auch die Modulation der Stimme wieder erhalten.

Ein neues Wunder war an der Kapelle St. Marien geschehen. Es war ganz selbstverständlich, daß seit diesem Tage Frau Haffner mit ihrer Tochter wiederkam, daß sie sich ein Sommerhäuschen an dem Orte bauten, an dem sie Erhörung ihrer Gebete gefunden hatten.

Während man am Stammtisch in der Sonne noch lebhaft über den neuen Schloßherrn diskutierte, schlich oben im Hause alles scheu und gedrückt umher. Frau Robertine Mende, die ihren Brotherrn seit Jahren kannte, wußte, daß dessen schlechte Laune augenblicklich den Höhepunkt erreicht hatte. So sehr sie sich bemühte, alles zu seiner Zufriedenheit zu erledigen, die Scheltoptreie blieben nicht aus.

„Hab ich sie vorweg geschickt, damit Sie auf der faulen Bärenhaut liegen? Habe ich nicht gewünscht, daß alles wenigstens einigermaßen hergerichtet wird? Ich bin es nicht gewöhnt, in einem Gaustall zu wohnen.“

„Es war alles in großer Unordnung, Herr Kammersänger, die Zeit war auch etwas knapp.“

„Das kenne ich, eine Entschuldigung müssen Sie immer haben. Vielleicht reise ich morgen wieder ab.“

Frau Mende wollte sich entfernen. Auf derartige Klügerungen gab sie garnichts. Wahrscheinlich würde sich morgen die schlechte Laune etwas gebessert haben.

„Sie bleiben! Ich werde noch manche Wünsche haben. — Kommen Sie mit mir, will mir diese jammervolle Kiste mal etwas näher ansehen.“

Voller Unbehagen folgte Frau Mende dem Voranschreitenden. Bald klang ein Spottlachen von seinen Lippen, bald ein lautes Schimpftwort. Besonders im Musikzimmer schwoll die verärgerte Stimme des Sängers zum Dröhnen an.

„Ich will hier studieren, — hatte ich Ihnen das nicht gesagt? Stellt man einen Flügel direkt an die Wand? Sie haben wohl in dem Bergdorf Ihren Verstand verloren. — Sofort den Flügel umstellen!“

„Wo soll er stehen, Herr Kammersänger?“

„Rufen Sie den Chauffeur und den Diener, — Sie werden den Kasten doch nicht allein wegschieben.“

Die beiden Männer kamen. Aber Dahlen war inzwischen bereits ins Nebenzimmer gegangen. Abwartend blieben sie im Musiksalon stehen. Dahlen kam nicht mehr zurück. Er war hinauf ins zweite Stockwerk gestiegen, schimpfte dort weidlich, daß hier alles in Unordnung sei. Weiter stieg er hinauf in den kleinen Turm. Er ließ die Blicke hinausschweifen über das Tal, hin zu den bewaldeten Hügeln und den hohen Bergen. Mit Entzücken zog er die würzige Abendluft ein. Wirklich, ein wunderboller Erdenwinkel. Er war kein geliebter Tourist, aber die Berge lockten und zogen ihn an. Warum sollte er nicht auch mit dem Wandern und Steigen beginnen. Das erhielt den Körper elastisch und jung.

„O ja, es war schön hier. — Wenn das Schloß erst völlig hergestellt und behaglich eingerichtet war, ließ es sich schon leben. Welch ein Frieden, Welch eine himmlische Ruhe. Beides tat ihm unsagbar wohl. Die finstere Falte des Unmutes verschwand von seiner Stirn, die herrliche Landschaft beruhigte seine erregten Nerven. Fern von allem Trubel, wollte er hier die Sommermonate verbringen. Im Oktober rief ihn dann die anstrengende Tätigkeit wieder zurück, dann begann das Feiern von neuem. Aber hier wollte er ein Mensch unter Menschen sein, kein berühmter Sänger. Nein, — einer, der Erholung suchte und wohl auch fand. Der große Koffer barg manchen Touristenanzug, er würde all die städtischen Kleidungsstücke im Schrank hängen lassen. Mit Frack und Smoking zog er den Salonnenschen aus. Hier wollte er genesen.“

Mit befriedigtem Gesicht stieg er wieder abwärts. Er ging nochmals durch das zweite Stockwerk. Eigentlich war es hier doch recht romantisch zwischen den alten, verstaubten Möbeln, so anheimelnd, all den altmodischen Bruch zu sehen, der hier aufgestappelt lag. Wie gut, daß seine tüchtige Frau Mende diesen Kram noch nicht fortgeschafft hatte.

Nun ins erste Stockwerk zurück. — Ja, richtig, der Flügel sollte umgestellt werden. Er betrat den Raum. Die beiden Männer schnellten von den Polsterstühlen auf und machten verlegene Gesichter. Gogleich würde sich ein Donnerwetter über sie entladen. Frau Mende war inzwischen fortgegangen, sie konnte unmöglich stundenlang auf den nächsten Befehl ihres Brotherrn warten.

„Da haben wir uns ein hübsches Stückchen Erde ausgesucht, — meint ihr nicht auch?“

„Den Flügel wollen wir hier längs hinstellen. So, halt!“ Er faßte mit an, schob den Flügel ein Stück nach rechts, dann ein Stück nach rückwärts, bis der richtige Platz gefunden war. „Nun ist es gut, ich danke.“

Für heute brauche ich euch nicht mehr. Besucht euch mal das Nest, in dem wir die nächsten Wochen leben werden."

Er ließ die verdutzten Männer stehen und ging davon.

"Ein launenhafter Kerl ist er doch", sagte der Chauffeur, "wenn wir heute abend heimkommen, schreit er uns wieder an. Ich wette, daß er in einer halben Stunde ausfahren will. Dann bin ich nicht hier. Will lieber noch ein Weilchen warten."

"Ich gehe", meinte der Diener, "er hat es erlaubt, und ich will doch wissen, was in diesem Ort am Sonnabend los ist."

Ulno Dahlen rief heute aber wieder nach dem Diener noch nach dem Chauffeur. Nach dem Abendessen stieg er wieder hinauf auf den kleinen Turm. Er genoß die Pracht eines herrlichen Sonnenuntergangs mit offenen Augen. Die grauen Gipfel der hohen Kalkberge begannen rosig zu glühen, aus dem zarten Tönen wurde nach und nach rote Glut, und während die Schatten des hereinbrechenden Abends im Tale immer tiefer wurden, strahlten die Gipfel gleich Feuerbränden, um schon nach kurzer Zeit langsam zu verblasen. Mehr und mehr stieg der Abend hinauf auf die Berge, länger wurden die Schatten der letzten Bergriesen, aber noch immer stand Ulno Dahlen in Anschauung versunken.

Er breitete weit die Arme aus. Vor mehreren Wochen war es gewesen, daß hatte er inmitten papierener Bergesnacht gestanden, da hatten Theatermaler eine Höhenlandschaft geschaffen, und er stand als Pedro dazwischen und erntete in der gewaltigen Oper Liefland Lorbeer ohne Ende. Aber was war das gegen diesen gigantischen Aufbau der Natur!

Seine Lippen bewegten sich und begannen zu summen. Unwillkürlich fielen ihm die Schlüsse der Oper ein:

"Hinauf in meine Berge, hinauf zu Luft und Licht und Freiheit!"

"Fort aus dem Liefland!"

Ja, er hatte recht getan, daß er dem Liefland entflohen war, um hier, im Hochland Licht, Luft und Freiheit zu atmen. Menschen brauchte er nicht, er würde sich auch mit den Dorfbevohnern nicht weiter einlassen; den Sommerfrischlern würde er ausweichen, er wollte Ruhe haben. Das viele Hupen der Autos hörte er hier nicht. Er lachte leise auf, wenn er an seine Herfahrt dachte. Nein, im Auto würde er hier nicht fahren. Eigentlich konnte er seinen Chauffeur fortschicken. Aber warum sollte der Mann nicht auch einmal den Frieden der Natur genießen? Und Ruhe haben?

Das Tal lag bereits im Dunkel, als Ulno Dahlen aus dem Turm herunterstieg. Freilich, als er sich entkleidete, als der Die-

ner fehlte, und als er in das ungewohnte Holzbett stieg, tasteten seine Hände abermals nach der Klingel.

Frau Mende mußte einen Sturm von Verwünschungen über sich ergehen lassen, aber sie schwieg dazu. Sie kannte ihren Herrn zu gut und vergoß auch keine Träne, als er ihr sagte, daß es mit ihr nicht länger mehr auszuhalten sei, daß man das Verhältnis lösen müsse. Diese Worte hörte sie mindestens jede Woche zweimal. Auch sie hoffte, daß sich die aufgepeitschten Nerven des Sängers in diesem Bergfrieden ausruhen würden.

2. Kapitel

Der Unterhaltungsstoff in der Sonne riß nicht ab. Mit dem Sänger war gar viel in das stille Tal gekommen. Manch einer hatte etwas zu erzählen. Alm meistens lachte man, wenn Achleitner in der Sonne saß und von der Hochtour berichtete, zu der er von Dahlen angenommen worden sei. Solch einen Touristen habe er in seinem ganzen Leben noch nicht gehabt. Bald sei er ein zimmerliches Frauenzimmer, bald ein großmäuliger Städer, mitunter müsse man sich franklachen über seine Aufzüge u. schließlich sei er zu bedauern, wenn er hilflos und vollständig fertig dicht unter dem Gipfel gelegen habe und durch nichts zu bewegen gewesen sei, die wenigen Meter emporzusteigen.

"Der hat mich böse gescholten, weil er sich ne Schramme in den Finger gerissen hat."

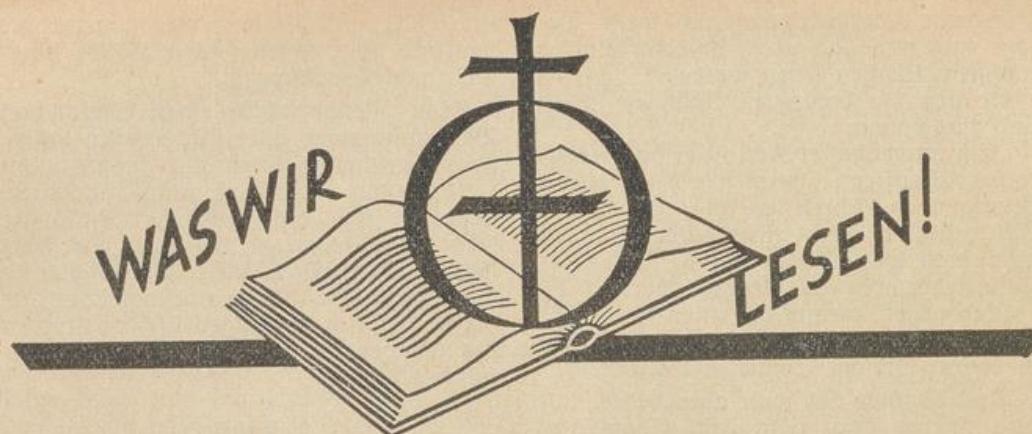
Aber auch Ulno Dahlen dachte voller Schauder an die erste Bergbesteigung. Immer größer war das Sehnen in ihm geworden, einen der Bergriesen zu erglimmen. In seinem Bekanntenkreise waren viele, die auf hohen Gipfeln gestanden hatten. Er wollte daher auch einmal hinauf. Die Ausrüstung war rasch beschafft. Er hatte den im Orte wohnenden Bergführer Achleitner aufs Schloß kommen lassen, um mit ihm die Tour zu besprechen. Gleich bei der ersten Unterhaltung war man hart aneinandergekommen, weil Achleitner durchaus den Berg nicht machen wollte, den Dahlen ihm vorschlug.

"Mit einem Neuling geht der nicht", hatte er gemeint.

"Sie kennen wohl Ulno Dahlen nicht, er leistet ganz etwas anderes als eine einfache Bergbesteigung."

Schließlich hatte man sich auf einen mittelschweren Gipfel geeinigt, aber Dahlen hatte selbst diesen Berg nicht völlig bezwungen. Das verdarb ihm natürlich die gute Laune. Er hatte am nächsten Tage Felsen verlassen wollen, war aber doch wieder geblieben.

(Fortsetzung folgt)



Verl. Benziger & Co., Einsiedeln — Köln:

Das große Volksmeßbuch, das vollständige Meßbuch in deutsch für alle Tage des Jahres ab RM. 6.25 bis RM. 11.45

Das Volksmeßbuch in Großdruck für Sonn- und Feiertage ab RM. 6.25 bis RM. 13.75

Das kleine Volksmeßbuch für die Sonn- und Feiertage in deutsch, Ordo und Kanon lateinisch-deutsch ab RM. 1.75 bis RM. 6.—

Das lateinisch-deutsche Volksmeßbuch, das vollständige, römische Meßbuch für alle Tage des Jahres in Kunstdruck und Rotschnitt; 1862 Seiten RM. 8.80; in besseren Einbänden bis RM. 19.— in zwei Bänden ab RM. 15.50—34.—

Das lateinisch-deutsche Sonntagsmeßbuch mit den Gedächtnissen aller Heiligenfeste des Jahres; einbändig von RM. 5.— bis RM. 15.—; in zwei Bänden von RM. 9.— bis RM. 27.—

Rechte Teilnahme am hl. Meßopfer. Wir müssen teilnehmen am Opfer der hl. Messe. Es darf nicht sein, daß unser Beten ganz andere Wege geht als das des Priesters am Altar; daß wir mit unseren frommen Gedanken fernab sind von der heiligen Opferhandlung, die Christus durch die Hand des Priesters vollzieht. Wir sind ja zu Mitopferern bestimmt. Durch Taufe und Firmung sind wir zu einem „königlichen Priestertum“ geweiht worden. Wie gut haben die Christen der ersten Jahrhunderte gewußt, daß sie Opferer wären, wenn sie sich zur „Gemeinschaft des Brotdrechens“ versammelten. Die Katenumenen durften nur dem „Hörgottesdienst“, der Vormesse, beiwohnen. Von dem eigentlichen Opfer waren sie ausgeschlossen, weil ihnen noch die priesterliche Würde der Getauften und Gesärmten mangelte.

Da aber, mein lieber Christ, sei dieser deiner Würde froh bewußt und muße sie, indem du mit dem Priester am Altar dich vereinigt, Gott das Opfer seines Sohnes darzubringen. Nicht als einzelner betet der Priester, sondern im Verein mit dem „heiligen Volk“, mit den „Umstehenden.“

Nur in einer lebendigen und bewußten Teilnahme empfangen wir die Früchte des hl. Meßopfers in vollem Maße. Als Betende mit der Kirche und in ihrem Geiste beten wir in der schönsten und gottgefälligsten Art. Um das recht zu verstehen, mußt du dich einmal in das Volksmeßbuch vertiefen. Es enthält ja dieselben Gebete in deutscher Sprache, die der Priester lateinisch betet. Da merkt du bald, daß die Kirche es nicht macht, wie die meisten von uns, die zuerst und am dringlichsten an sich selbst und ihre großen und kleinen Anliegen denken, wenn sie im Gebet vor Gott treten. Welch eine armselige und unwürdige Art ist das! Den höchsten Herrn der Welt zu preisen und anzubeten, vor seiner Majestät in Christfurcht zu knien: darin besteht der erste und edelste

Sinn alles Betens, u. den stellt die Kirche voran. Gotteslob, Anbetung und Dank klingt jubelnd durch all ihr Beten. Gewiß dürfen wir auch bittend zu Gott kommen. Doch wollen wir mit der Kirche das bitten um das Höchste, um unser ewiges Heil, voranstellen. Wir wollen nicht engherzig für uns und die Unsern bitten, sondern die ganze Christenheit mit ihren Anliegen einschließen, ja, die gesamte Menschheit, und über den Lebenden und ihren Bedürfnissen nicht die Verstorbenen vergessen. In diesem umfassenden und weltweiten Sinn betest du, wenn du dich mit dem Priester am Altar vereinigt. Wie reich wird da dein Beten gesegnet sein!

So oft bitten wir in der hl. Messe mit dem Priester „durch Christus, unsern Herrn“. Durch Ihn und mit Ihm und in Ihm“ bringen wir dem himmlischen Vater unsere Gebete dar. Erst in dieser Vereinigung unseres Betens und Opfers mit Christi Gebet und Opfer wird es ein „vollgütiges, rechtes und wohlgefälliges Opfer“. Nur so wird unser Bitten wahrhaft kraftvoll und seine Erhörung gesichert. „Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bittet, das wird er euch geben.“ Ahnst du nun, wie wertvoll es ist, mit dem Priester beim hl. Opfer im Gebet sich zu vereinen?

Viele haben schon den Segen einer rechten Mitfeier der hl. Messe dank dem Volksmeßbuch erfahren. Darum ist das Volksmeßbuch so viel gefragt. Was für Ansprüche mußt du nun an ein gutes Laienmeßbuch stellen? Das erste, was du von ihm fordert, ist, daß es dich recht in den Geist der Liturgie einführt und dich in diesem Geiste beten lehrt. Ganz zu Hause im Geiste der Liturgie sind die Benediktiner. Vielleicht hast du schon einmal die erhabene Feierlichkeit ihres Gottesdienstes bewundert. Ein Benediktinermönch von Maria Laach, Pater Urbanus Bomm, hat ein Volksmeßbuch geschaffen, darin er uns die ganze tiefe und geheimnisvolle Schönheit der hl. Messe aufgezeigt läßt. Seinem Meßtext schickt er zu dem Zweck Leitgedanken voraus, und wo es nötig ist, steht auch bei der Lesung oder dem Gebet noch ein kurzer Hinweis, der uns helfen soll, ganz im Geiste der Kirche zu beten.

Beim „Bomm“ ist kein vieles Umläppern nötig, das dir die rechte Sammlung nimmt. Er führt dich hin zur Handlung am Altar. Dazu verhilft vor allem auch die Art der Textübersetzung. Er haben, feierlich klingt der Rhythmus. Mit der Klarheit und Schönheit der Sprache stimmt der klare Druck, die übersichtliche Textanordnung und die feine, handliche Aufmachung überein. Eine Reihe von Melodien mit Noten erleichtert das Mitsingen im Volkschoramt. Das Volksmeßbuch ist ein Geschenk fürs ganze Leben. Der Verlag hat Ausgaben, die allen Wünschen entsprechen

Alara Mirz, Krefeld

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Schriftleiter: P. G. A. Rottmann, Würzburg, Roentgenring 3, — Druck und Verlag: Missionsdruckerei & Verlag St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

Gebetsempfehlungen

Für die an dieser Stelle empfohlenen Anliegen wird in allen Häusern der Mariannhiller Missionare eine immerwährende Novene zur hl. Mutter Anna gehalten. Die Leser mögen ihre Gebete mit denen, die die Andacht halten, vereinigen.

F. K.: Eine langjährige Berg.-Leserin bittet um zwei Novenen zur Immerwährenden Hilfe und zur schmerzhaften Mutter in einem schweren Anliegen.

Eine Mutter bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, zum hl. Judas Thaddäus, zur hl. Theresia, zu den 14 hl. Nothelfern, zum hl. Br. Konrad und zu den armen Seelen in einer schweren Geldnot, um Gesundheit, um Sinnesänderung einer Person und um Erhörung in einigen anderen wichtigen Anliegen.

Ungenannt 17.: Bitte um eine Novene zur Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe und zum hl. Judas Thaddäus um Befreiung von einem Gemütsleiden.

Ungenannt: Ich bitte ums Gebet und eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur Immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Br. Konrad und zum hl. Judas Thaddäus um klare Erkenntnis des Berufes.

Ja, bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. Immerwährenden Hilfe, zur hl. Theresia v. Kinde Jesu, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zum hl. Judas Thaddäus und auch zum Heiligen Geiste um gute Fortschritte in der Schule und um Familienfrieden.

Th. P. i. F.: Bitte um eine Novene zu den hlst. Herzen Jesu und Mariä und zu den armen Seelen um eine gute Lebensbeichte, um Seelenfrieden und um eine gute Stellung.

G. i. S.: Eine Mutter bittet um eine Novene zur Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen für einen schwerkranken Sohn.

S. B. F.: Ein Berg.-Leser bittet um eine neuntägige Andacht zur göttlichen Vorsehung, zur Immerwährenden Hilfe und zu den 14 hl. Nothelfern um Heilung eines gefährdeten Kindes und um Segen für zwei andere Kinder.

M. M. i. B.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius um Hilfe in Krankheit.

M. B. i. T.: Bitte um eine Novene für meinen lungenkranken Mann und Familienvater.

St. i. A.: Bitte um eine neuntägige Andacht in einem Anliegen um Sinnesänderung und um eine baldige gute Standeswahl.

B. W. i. A.: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Wendelin, zum hl. Br. Konrad und zu den armen Seelen in einem Anliegen.

Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur lieben Gottesmutter für eine auf Irrwege geratene Schwester und in sonstigen Anliegen. Bei Erhörung Veröffentlichung.

Heiligenstadt: Bitte um das Gebet zu U. Ib. Frau v. Lourdes, zur hl. Theresia v. Kinde Jesu, zum hl. Konrad, zu den 14 hl. Nothelfern für eine schwer kranke Mutter und für einen auf Irrwege geratenen Bruder.

Mehrere Förderer aus Oberschlesien bitten ums Gebet in verschiedenen Anliegen.

Ein junger Mann bittet ums Gebet zur lieben Gottesmutter um Hilfe in mehreren Anliegen.

Bergheimnichtleser bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Immerwährenden Hilfe und zu allen Heiligen um Hilfe in einer wichtigen Sache.

Denkingen: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. Immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius v. Padua und zu den 14 hl. Nothelfern um Heilung in einer schweren Krankheit.

A. K.: Bitte um eine Novene zur schmerzhaften Mutter Gottes und zum hl. Judas Thaddäus für eine kranke Tochter um Gesundheit.

Ungenannt: Bitte herzlich um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. Immerw. Hilfe und zum hl. Antonius in einer Vertrauenssache.



Mariannhiller Missionskalender 1940

Gewidmet den Wohltätern, Förderern und Freunden der
Mariannhiller Mission. Preis 50 Pfennig.

Tausenden von Familien kündet der Kalender vom Kampf und Sieg
deutscher Missionare in heidnischen Ländern unter tropischem Himmel:
Heldenhaftes — Ungewohntes. Namhafte Schriftsteller schildern spannend
geschrieben deutsches Volksleben, deutsche Sitte. Buntes Allerlei und
Volkswitz fehlen nicht. Ein wahrer Volkskalender für den Winterabend
der katholischen Familie.

Aus dem Inhalt:

Kirche, Mensch und Landschaft — Heuschrecken u. andere Schrecken — Die
Arreststrafe — Das Großdeutsche Reich — Der Rügendifamm — eine
Brücke zwischen Nord und Süd — Deutsches Volk als Kolonialvölk —
Winter in Tirol — „Maria, breit den Mantel aus“ — Eine Schauernacht —
Wie der Wiener Volksprater entstand — Vom großen Dom
barmherziger Liebe — Was wilde Tiere von Medizin wissen — „Der
Fernseher“ — Kartoffeln unentbehrlich usw.

Mariannhiller Glöcklein-Kalender 1940

für die missionstreuen Kinder. Preis 25 Pfennig.

Jahr für Jahr erfreut sich jung und alt an den herrlichen Bildern und
dem anregenden Inhalt dieses ganz auf den kindlichen Geist eingestellten,
prachtvollen Kalenders. Er will den Kindern nach ihren kleinen Arbeiten
und Mühen eine Freude machen und sie angenehm und zugleich nützlich
unterhalten. Die gesamte Jugend wird nach diesem Kalenderchen greifen
und es gerne, vielleicht sogar öfter lesen.

St. Josephs-Verlag / Reimlingen (Schw.)

Vergiss
mein
nicht.

1939

Bibl. Miss

Z
50
(1)